This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

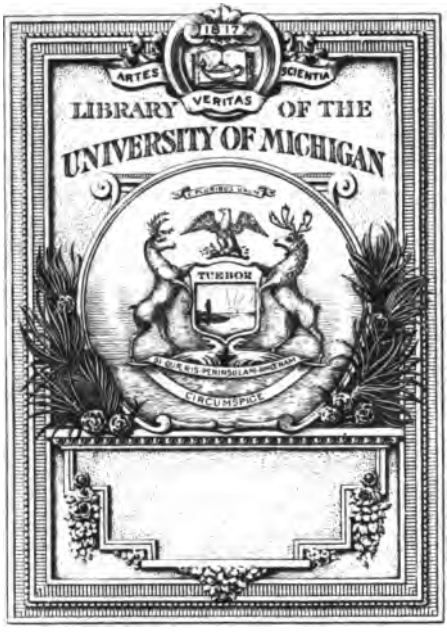
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
S752s

Schwermut der Jahreszeiten

Erzählung

von

Wilhelm Speyer

1 9 2 2

Ernst Rowohlt Verlag / Berlin

Copyright 1922 by Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35
Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig

Für Richard

Die Leidenſchaft bringt Leiden! — Wer beſchwichtigt
Beklommnes Herz, das allzuviel verloren?
Wo ſind die Stunden, überſchnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönſte dir erkoren!
Trüb iſt der Geiſt, verworren das Beginnen,
Die hehre Welt, wie ſchwindet ſie den Sinnen!

Trilogie der Leidenſchaft.

German
Rare
2.3.44
49573

November

1

Bin ich erwacht? Bauscht sich der Vorhang mit seinen gelben Sonnenblumen jetzt in einem milderen Winde? Hat er nicht des Nachts über meinem Herzen geflattert wie eine schwarze Fahne?

Siehe da, ich bin erwacht! Ich werde aufstehen und in meinem Schlafmantel durch den Garten wandern. An allen Blumen, die November mir gelassen hat, werde ich fröstelnd verweilen. Irgend etwas, das zärtlich klänge, könnte der Zurückgekehrte dann sprechen: Dank für alles Liebe!

Doch schon bei der ersten aufwärts gerichteten Bewegung spüre ich diese Schwäche und bedenkliche Leichtigkeit in den Gliedern, und im Spiegel zeigt sich mir ein Gesicht, das die Träume der Nacht verwüstet haben. Es werden einige Stunden vergehen, bevor sich der Ausdruck gewohnten Gleichmutes eingefunden hat, und es wird gut sein, bis dahin kein Menschengesicht in der Nähe zu wissen.

9-1-44 A.E.

Ist es Morgen? Erhebt sich ein Tag, der seinen Regen über das Land schüttet, um späterhin, zwischen den geteilten Wolken des westlichen Firmamentes, den matten Duft eines Abends ahnen zu lassen? Bis dann wiederum die Nacht mit leisem Regen anhebt, der uns in den nächsten Tag geleiten muß?

Nein, es ist ein dunstiger und fahler Mittag geworden! Während das Licht in der Natur mit harter Veränderung wechselte, übte ich das Recht des Menschen aus, den Tod für einige Stunden an seine Brust zu nehmen. Ich schlief, ich träumte und ich war bedeutend.

2

Ich bin durch den Garten gegangen, dessen Pflanzen zwecklos, wie beraubt ihrer Seele, unter dem massiv verhängten Himmel stehen. Welch ein grausames Wort dies für die Natur: November!

Der Gärtner schnitt die gelben und die roten Georginen. Er nahm die Stengel zwischen Daumen und Messers Schneide, und bei jedem Schnitt verblieb ein wenig Feuchtigkeit von dem Saft der Pflanze an seiner verhärteten Haut. Zwischen

seinen Lippen hingen einige Strähnen blonden Baſtes.

„Der Herr," ſagte der Gärtner, als er mich ſah, und er legte den Baſt auf ſeine Schulter.

„Geht es Ihnen gut?" fragte ich.

„Es muß gehen, wie es geht. Aber die Teſtout iſt dieſes Jahr nicht gediehen."

„Und Ihre Tochter? Was iſt aus ihr geworden?"

„Sie iſt fort."

„Geſtorben?" fragte ich erſchrocken.

Der Gärtner ſchüttelte den Kopf mit dem bibliſch weißen Haar.

„Dort gedeiht eine Pflanze, wo Regen und Sonne köſtlich ſind."

Er ſammelte die Blumen von der Erde auf, legte ſie in ſeinen Arm und trug ſie davon wie der Hirt ſein Lamm.

Ich ging in den Stall. Der Schweizer ſtand in der tieriſchen Glut der Atmoſphäre mit leuchtend nackten Armen und nacktem Hals, ſinnend auf den Stiel ſeiner Gabel gelehnt. Er ſchien dem Blöken eines Rindes zu lauſchen, das, wohl ſieben Rinder von ihm entfernt, den Kopf aus der Krippe dem Beſchützer hinwandte und mit ſchwermutsvollem

Ernſt die Blicke auf ihn richtete. Ich ſcheute mich, dieſer Zwieſprache zwiſchen Menſch- und Tier ſtörend beizuwohnen, und ich trat zurück.

Ich wandte mich dem nahen Friedhof zu, der kranzförmig die Kirche umgab. Der Sturm in der vorangegangenen Nacht hatte den Efeu über den Gräbern aufgewühlt. Ich ſah die vom Stamm geriſſenen Blätter meine Schuhe bedecken oder auf dem ſchräg abfallenden Granit der geborſtenen Grabſteine liegen, und ich ſpürte einen Zuſammenhang zwiſchen dem Sturm, der ſie gepeitſcht, und der ſchwarzen Fahne, die nachts über meinem Herzen geflattert hatte. Die Namen der Toten auf den Steinen weinten in der Herbſtkälte. In den Ecken und Wölbungen der Lettern glänzten ihre Tränen. Die ſchon lange moderten, empfanden mit jedem neuen Jahr die Bitternis ſtets wechſelnder Vegetation. Mir ſchien, als liebten und erſehnten ſie nicht das Leben, die dort unten in ihren Särgen lagen, aber auch der Tod war ihnen verhaßt, dieſer Zuſtand des Moderns, der Erdaufſaugung und der Wiedergeburt zu einer Form, die ſie nicht erbeten hatten. Ich ließ ſie liegen, die auch heute mir nichts anderes zu berichten wußten, als was ich ſeit Knabenzeit ge-

wohnt war, von ihnen zu hören: daß ich dereinst ihr Kamerad sein werde. Die Spanne Zeit, die mich von ihnen trennte, hatte wiederum sich verringert. Aber daß Zeit für den Menschen ein Hinfließendes zum Tode sei, das hatte mir in meinem Leben jeder Hahnenschrei in der Morgenröte, jedes Atmen einer Kinderbrust, jedes verfliegende Lächeln auf einem Menschenangesicht, jeder Liebeshauch eines Weibes gesagt.

An der Kirchhofstür, deren rostiger, herbstkalter Griff meiner Hand Mißbehagen bereitete, kehrte ich noch einmal mich um. Ein anderes ist der schöngeschmückte Betrug der Liebe auf der Erdoberfläche — Grabhügel, Kreuz, Blume und Stein — ein anderes die Zersetzung des Verweslichen in der Tiefe.

Im Hauseingang begegnete ich meiner Wirtschafterin. Ich legte den Zeigefinger an den Mund, eine Gebärde, die sie mit einer gleichen beantwortete.

Dies besagte: Stille! Keine nutzlose und auch keine nützliche Frage! Kein Gespräch um des Gespräches willen! Nicht einmal Worte der Begrüßung oder der Segnung!

Stille! Stille!

Am Nachmittag begann es zu regnen. Ich ließ den breiten grünen Kachelofen in meinem Arbeitszimmer heizen. Ich beobachtete, wie meine Wirtschafterin dünnes Reisig und Papier in Brand steckte und wie sie kunstvoll im gotischen Aufbau zuerst leichte, dann immer schwerere Buchenscheite auf dem Flammengrund errichtete. Als sie die Ofentür schließen wollte, verwies ich es ihr, denn ich liebte es, die schöne Zerstörung des Feuers vor Augen zu haben.

Später begann ich ein wenig meine geognostischen Aufzeichnungen zu ordnen, die ich mir auf der tibetanischen Expedition gemacht hatte. Ich berechnete eine Arbeitsdauer von ungefähr acht Monaten für diese Verrichtung.

Gegen den Abend, nachdem ich gegessen hatte, fragte ich die Wirtschafterin:

„Was ist mit der Tochter des Gärtners geschehen?“

Die Wirtschafterin verblieb in der Mitte des Zimmers, in ihrer Lieblingsstellung: sie kehrte mir das Profil ihres Gesichtes und die Schulter zu, als sei sie gerade im Begriff, aus dem Zimmer zu eilen. Der dürftige Arm ruhte auf der aus-

gebreiteten linken Hand wie auf einem sehr gebrechlichen Gestell, und zwei magere Fingerspitzen der rechten Hand berührten leicht die blasse, runzelige Wange. Diese Frau zeigte eine angespannte Aufmerksamkeit und die Furcht eines Schülers, sobald ich das Wort an sie richtete. Hatte sie sich ihrer Antwort entledigt, so schienen ihre angstvollen Augen zu fragen: Was weiter? Was wird jetzt kommen? Sie pflegte ihre flüsternden Worte mit Hast und mit Abneigung zu sprechen, als habe sie den Wunsch, sobald wie nur irgend möglich das Gespräch mit mir zu beendigen.

„Die Tochter des Gärtners ist in der Stadt," berichtete die Wirtschafterin rasch. „Man sagt, sie ist eine schlechte Person geworden."

„Wer sagt, daß sie eine schlechte Person geworden ist?"

„Unter andern der Schweizer. Er behauptet, sich mit ihr vergnügt zu haben."

Sie machte Anstalten, mir den Rücken zu kehren und davonzueilen.

„Ist der Schweizer kein vertrauenswürdiger Mensch?" fragte ich.

Die Wirtschafterin sprach nun fast mehr in die Richtung der Tür als zu mir hin:

„Er tut seine Pflicht und steht niemand Rede und Antwort."

„Und er liebt seine Tiere, nicht wahr? Er ist nicht so roh gegen das Vieh, wie es Schweizer gewöhnlich sind?"

„Der Stall ist stets sauber. Die Tiere erhalten rechtzeitig ihr Futter. Kalbt eine Kuh, gönnt er sich keinen Schlaf."

„Aber zu den Frauen ist er ungütig und roh?"

Die Wirtschafterin wollte jetzt fliehen. Sie stieß die ängstlichen kleinen Töne eines gefangenen Tieres aus.

„Er betrügt sie ... Man sagt, er liebt nur die Eine, die Tochter des Gärtners — aber gerade die hat er am meisten gequält."

Ich schlug die Augen nieder.

‚Aber gerade die hat er am meisten gequält.'

Ein Schweigen trat ein, während dessen die Wirtschafterin mit einigen unbeholfenen Schritten die Mitte des Zimmers zurückzugewinnen trachtete.

„Bitte heizen Sie noch. Es ist kalt geworden."

Die Frau öffnete die eiserne Tür des Ofens, die in der Angel knirschend einen kleinen Ton gab. Im aufzuckenden Feuerschein sah ich einige Tränen aus

dieſen armſeligen Augen auf die Faſern des Holzes fallen.

Es war kurz nach Mitternacht, als ich eine große Abneigung dagegen verſpürte, fernerhin dieſe zahlreichen Notizen geographiſcher, geologiſcher und folkloriſtiſcher Art zu ordnen. Ich wurde ſogleich gewahr, daß dieſe Unluſt nicht der ſpäten Stunde zuzurechnen ſei, ſondern daß ein allgemeines Widerſtreben ihr zugrunde liege.

Ich öffnete einen Augenblick das Fenſter und beugte mich hinaus. Nachtſtille einer deutſchen Landſchaft! Wie anders geartet war die Stille der aſiatiſchen Hochebene, auf der ich ein Jahr lang gelebt hatte! Wie iſt Stille geſchieden von Stille! Mit welch feierlicher Gelaſſenheit breitet die deutſche Nacht ihre Ruhe über die Felder aus! Wie beängſtigte mich dagegen das Schweigen der aſiatiſchen Dunkelheit! Da war die Atmoſphäre der Grauſamkeit vom Anfang der Welt; Ahnung ſtrenger Religionen auf Bergeshöhen, die mit ihren furchtbaren, perlgeſchmückten Prieſtern den halben Erdteil beherrſcht hatten und erloſchen waren; ſagenhafte Räuberhirten auf Gebirgspäſſen, die ihren Leib mit Ziegenmilch und ihre Sprache mit hundert Worten ſättigten. Wie ſanft aber biſt

du, Erde vor meinem Fenſter! Ein wenig überfüllt zwar von dem aus der Hand der Jahrtauſende hingeſtreuten Samen, bisweilen im Dampf deiner Äcker gar zu behaglich blinzelnd und in den lauen Frühlingsnächten deiner volksliedhaften Süße dir allzuſtark bewußt, dennoch: geliebt!

Ich ſchloß das Fenſter, zum erſten Mal nach meiner Rückkehr ein wenig gerührt. Mit einem neuen Blick betrachtete ich mein Zimmer: die mir zum Schreibtiſch diente, die braune Mahagoniplatte, in der ſich das unbemalte Porzellan, Tintenfaß, Kerzenhalter und das ſich aufbäumende reiterloſe Roß ſpiegelten; den geſtrickten lilafarbenen, ein wenig verbrauchten Teppich, über ihm den runden Tiſch vor dem ſchwarzen Lederſofa, und die Bücher an den Wänden, auf den Tiſchen, auf den Stühlen, Schränken und Fenſterbrettern. Ich nahm die Lampe in die Hand und beleuchtete das Oval der Bilder meiner Mutter und meiner Schweſter, die drei Stiche von einem Gutshaus, das ich in meiner Jugend über alles geliebt hatte, den Stich der längſt zerfallenen Orangerie und den der benachbarten Stadt mit den ſchrägen winzigen Titulaturen über Kirchtürmen, Giebeln, Stadtwäldchen, Straßen und Bächen.

Ich öffnete den Schrank und entnahm ihm einige Bilder: Knabenbilder, Frauenbilder. Während ich sie betrachtete, wurde es mir recht deutlich, daß keine Wissenschaftlichkeit mich jetzt noch von den Gesichten zu trennen vermochte, die ein brennendes Leben in meinem Innern führten. Es war unnötig, die aufgezeichneten Ergebnisse dieser Reise in das Innere Asiens in einem Werk zu vereinigen. Nur eines tat not: diese unter ihren Stirnen und Brauen großäugigen Menschen, deren Bilder ich jetzt in der Hand hielt, mit einem letzten Blick zu umfassen und Abschied von ihnen zu nehmen.

Mit jeder neuen Stunde dieser Nacht spürte der Zurückgekehrte deutlicher, wie endgültig die bittersüße Zeit einsamen Alterns für ihn angebrochen und wie gering die Spanne Zeit bemessen wäre, die von den Kameraden in den Gräbern ihn noch trennte.

Wohlan! Laden wir die Gestalten, deren Füße einst über die Matten meines Daseins geschritten sind, zu einer letzten Wanderung ein! Sehen wir doch zu, ob auf der winterlichen Flur ein wenig Blumenduft verblieb!

Der Doktor

1

Der Doktor ſtand auf dem Hügel, auf dem wir unſere Abendandacht beendet hatten. Er reichte jedem von uns ſieben Abiturienten die Hand. Das Licht der niedergehenden Sonne ließ ſeinen gelben Bart auflodern, gab ſeinem Geſicht, das lächelte, etwas Elendes und Krankes, als ob es in Schmerzen brenne.

„Ich gratuliere," ſagte er.

„Danke, Herr Doktor," ſagten wir.

Als die Reihe an mich kam, ſagte er:

„Ich gratuliere." Und leiſer: „Warte auf mich."

„Ja, Herr Doktor," flüſterte ich und ich trat zur Seite.

Noch einmal ſah ich die Gefährten meiner Schuljahre, ältere und jüngere, an mir vorüberziehen. Die Mädchen in gegürtelten Kattunkleidern, die noch ſteif waren von der eben erhaltenen Sonnabendswäſche und nun einen Seifengeruch ver-

breiteten; zumeist mit Tüchern auf den Schultern, da die Frühlingsnacht mit einer fast herbstlichen Kühle sich nahte. Die Knaben nacktfüßig; die von Spiel und Arbeit verhärteten Sohlen durch Sandalen geschützt; in kurzen blauen oder weißen Hosen, die oberhalb der Knie bei jeder Bewegung flatterten und dort, wie ich wußte, mit ihrem Saum an der empfindlichen Haut der Schenkel rieben; einige von ihnen in blaue oder pfeffergraue Sportjacketts gekleidet, andere in erdfarbene Capes gehüllt, deren Kapuzen, vom Winde leicht geschwellt, fast gewichtlos auf ihren Schultern lagen, was ihnen das Aussehen von jungen Heiligen Vätern gab.

Die Reihe der Abiturienten, die zu beglückwünschen waren, hatte sich vor dem Doktor aufgelöst. Nun trat Cyril de Malaisé herzu, mit einem Harlekinslachen auf dem schwermütigen Gesicht:

„Gute Nacht, Herr Doktor," und dieser antwortete: „Ich kondoliere."

„Danke, Herr Doktor."

Die Zunächststehenden lachten hell, anerkennend, spottend, rieben die kalten Nasenflügel am Stoff ihres Capes, das die Abendfeuchte in sich eingesogen hatte, und teilten den rückwärts im ge-

dämpften Gespräch Verweilenden mit, was der Doktor gesagt hatte: Ich kondoliere! Haha!

Bald hatten die Mädchen und die Knaben ihren Gutenachtgruß vorgebracht. Ich hörte ihre unruhigen und verworrenen Gespräche, ihre gegenseitigen kleinen Anrufe in der Dämmerung, ihre Lieder, wie sie den Hügel hinuntereilten. Einige verklingende Takte der Melodie, die wir vierstimmig gesungen hatten, trafen vom Tal her an mein Ohr: — fremd in die Fremde gehn — mitten in dem Leben — deines Ernsts Gewalt — mich wunderſam erheben — so wird mein Herz nicht alt.

Noch waren einige beim Doktor zurückgeblieben, die Anliegen oder Fragen an ihn hatten, dann waren wir allein. Wir folgten schweigend, im Abstand, den Vorauseilenden. Vom Haus her wehte noch einmal zurück: — wird mein Herz nicht alt.

Wir bogen auf einem Seitenweg in den Wald, an den schon belaubten Bäumen entlang, deren fröstelnde Blätter sich in einem herb-gelb anmutenden Winde kräuselten.

Der Doktor sah mich an.

„War es schwer?“ fragte er.

„Es war unwichtig, das Unwichtigste von allem!

Nie habe ich mich so gelangweilt wie in diesen sechs Examenstagen in Friedrichsaue."

Der Doktor lächelte.

„Und die da draußen werden dir sagen, es sei der wichtigste Schritt deines Lebens gewesen."

Ich hob die Schultern.

„Die da draußen."

„Was wirst du jetzt tun?" fragte der Doktor.

Ich sah hinauf zu dem einzigen Stern, der schräg über den zitternden, grashalmspitzen Baumkronen der Birken stand.

Der Doktor fühlte, daß ich nichts zu antworten wußte. Er folgte nachdenklich meinem schrägen Blick.

„Du solltest zusehen, in der nächsten Zeit nicht allein zu sein," sagte er.

Eine Stille trat ein.

„Wohin reist Schärtlin?"

„Schärtlin fährt über Genua nach Indien, wo er der Verbrennung einiger Witwen beizuwohnen gedenkt. Danach fährt er kurzerhand ‚um die Welt'."

Der Doktor lächelte nicht.

„Und Erwin Gast?"

„Erwin wird sogleich damit beginnen, Frauen

zu verführen und der neuen literariſchen Richtung die Wege zu ebnen.“ Ich ahmte Erwins gallizistischen Tonfall nach.

„Und Chriſtine fährt zu ihrem Vater, nicht wahr?“ fragte der Doktor mit einem Ausdruck des Leidens.

Ich zögerte zu antworten:

„Ja ... zu ihrem Vater ...“

Der Doktor ſchlug fröſtelnd den Kragen ſeines Anzugs hoch.

„Alle gehen fort,“ ſagte er.

„Sind Sie nicht froh, Herr Doktor? Ihre erſten Abiturienten, und von ſieben beſtehen ſechs das Examen und tragen die beſten Nummern nach Haus? Iſt das nicht ein Sieg für unſere Sache?“

„Ich habe euch nie für das Examen vorbereiten wollen,“ antwortete der Doktor ein wenig gereizt. „Das Examen zu beſtehen verſtand ſich für euch von ſelbſt.“

„Wie alles Moraliſche, Herr Doktor!“

Ich machte einen Sprung über eine Baumwurzel.

Der Doktor ſchwieg. Mein Spott verſtimmte ihn.

„Ich weiß, Herr Doktor, daß Sie uns für das

Leben vorbereitet haben," ſagte ich und ich blickte dabei zur Seite, denn ich ſchämte mich, etwas ſo Pathetiſches ausgeſprochen zu haben.

„Für das Leben," wiederholte der Doktor mit einer umflorten Stimme. „Ich glaube nicht mehr daran, daß man für das Leben vorbereiten kann. Das iſt eine zu unberechenbare Beſtie, die da draußen. Nun zeigt es ſich von Tag zu Tag deutlicher, wie gering das iſt, was man für ein Kind tun kann: Sorge zu tragen, daß die zehn wichtigſten Jahre ſeines Lebens gute und fröhliche Jahre waren."

„Und nichts bleibt für die Zukunft?" fragte ich ängſtlich.

„Ein wenig Erinnerung," antwortete der Doktor nach einiger Zeit leiſe. „Ein wenig Duft."

Wir ſtanden an einer Stelle des Waldes, die vom Schnee bedeckt war. Auf den glatten Blättern des alten Herbſtes lagen die blauen Schneemaſſen, die hier im Vorfrühling niedergegangen und an den ſüdlichen Hängen und auf den ſonnigen Äckern ſchneller geſchmolzen waren. Das zarte Fünfblatt einiger zu früh erblühter Schlüſſelblumen ragte über die unebene Decke des Schnees hinaus. Weiter hinten ſchimmerte Krokus zwiſchen

den Stämmen, lila mit weiß gemengt, und das Königsblau des Enzians.

Der Doktor kehrte sich heftig um, als sei ihm nicht beschieden, an einem so schönen Platz träumend zu verweilen. Wir gingen denselben Weg zurück, den wir gekommen waren.

„Ich werde morgen mit den Kindern in die Ferien fahren," sagte der Doktor. „Wir haben einen weiten Weg. Wir wollen zu Ostern in Rom sein. Wir werden bis Verona die Eisenbahn benutzen und in Italien truppweis wandern oder radfahren."

Er riß ein Blatt von einem herabhängenden Ast. „Die beste Erholung nach den Anstrengungen eines Examens ist eine Reise. Also: begleite uns! Reise mit uns!"

Es war da, was ich gefürchtet hatte: diese Aufforderung, diese Bitte!

„Herr Doktor," antwortete ich nach einer Weile bangen Schweigens zwischen uns und ich hörte, wie die Qual meine Stimme brüchig gemacht hatte, „Sie wissen, was ich allzu gern möchte —"

Der Doktor unterbrach mich mit Leidenschaft:

„Nichts weiß ich! Gar nichts! Nie sprichst du

dich über deine Gefühle aus!“ Er setzte bitter hinzu: „Zu mir jedenfalls nie!“

„Sie wissen,“ sagte ich fast flehend, „daß ich Angst davor habe, so allein vor die Bestie da draußen zu treten. Sie wissen, wie gern ich mit Ihnen und den Kameraden — den glücklichen Kameraden, die noch kein Abiturium gemacht haben — reisen möchte.“

Der Doktor legte seinen Arm erregt um meine Schultern.

„Siehst du?“ rief er, mit Triumph in der Stimme. „Du willst nicht hinaus! Also: bleibe!“

Ich lehnte mein Gesicht an die Brust des Mannes, an der ich oft in meinen Knabenjahren geschlafen hatte.

„Es wäre unrecht, wenn ich mit dir ginge, Heinrich,“ flüsterte ich. „In welch eine Stellung geriete ich da! Ich wäre nicht mehr dein Schüler und ich wäre auch kein selbständiger erwachsener Mensch, denn in meinem Herzen bin ich noch ganz dein Schüler —“

Der Doktor drückte mein Gesicht an seine Brust. Ich hörte, wie sein Herz aufwallend schlug. Er schrie fast:

„Also bleibe bei mir! Hörst du? Hier, hier

bleibe! Hier ist dein Leben ohne Angst! Hier ist deine immerwährende Kindheit!“ Er streichelte heftig mein Haar. „Du wirst nach unsrer Rückkehr von der Ferienreise in der nächsten Universitätsstadt studieren! An den freien Tagen wirst du bei mir sein! Ich schicke dir das Automobil. Später wirst du hier ein Lehrer werden, denn ich gründe für dich ein neues Heim, das du leiten sollst. Ich kaufe das Schloß oben im Gebirge, den Bischofssitz! Wir arbeiten zusammen, sind füreinander da: ich für dich, du für mich.“

Ich verweilte einige Augenblicke in der Umarmung, meine Stirn mit einem wehen, traumhaften Gefühl an sein Herz gepreßt. Dann löste ich mich sanft aus der Umschlingung.

„Ich würde dir schlecht für alles danken, was du mir getan hast, Heinrich, wenn ich in deinen Vorschlag einwilligte. Mut sollte doch immer unsere erste Tugend sein, nicht wahr? Da würde ich einen schönen Mut zeigen, wenn ich das Leben auf Schleichpfaden umginge. Nein! Ich fürchte mich vor dem Leben der Erwachsenen — aber gerade deshalb will ich mitten hindurch.“ Ich zerschnitt die Luft mit der Handfläche: „Hindurch!“ wiederholte ich, mit zusammengepreßten Zähnen.

Der Doktor ſchien meine letzten Worte nicht mehr anzuhören. Er begann zu eilen. Auf den kürzeſten Wegen kehrten wir zurück.

„Ja, geh hindurch!“ rief er nach einer Weile zornig. „Laß dir elegante Kleider zurechtſchneidern, ſitz in den Vergnügungsſtätten der Großſtädte, halte Weiber aus, vergiß alles, was wir gewollt haben! — Aber verlange nicht,“ fügte er erbittert hinzu, „daß ich zu alledem meine Hand bieten ſoll! Bleibe hier in der Univerſität und dir ſoll von mir jede Erleichterung deines Studiums zuteil werden — nicht aber für das, was du das ‚Leben‘ nennſt.“

„Ich wünſche überhaupt keine Erleichterung von Ihnen.“

Blätter des Waldbodens wirbelten vor unſern Schritten. Der Doktor antwortete nicht mehr.

Das Haus, am Abhang des ſchräg aufſteigenden Waldes gelegen, ſtand vor unſern Augen. Unter dem großen, nun opalfarbenen Abendhimmel ſahen wir die Lampen inmitten der Zimmer zwecklos und lichtverzehrt in ihren Meſſingrundungen hängen und ihren ſpröden Schimmer durch die Fenſter ſenden.

„Gute Nacht," sagte der Doktor, ohne mir einen Blick zu geben.

Ich sah ihm nach, wie er einsam und eigenwillig den im rötlichen Sand gestuften, steil abfallenden Weg hinabstieg, im zwiefach erleuchteten Eingang des Hauses einen Doppelschatten warf und über der Treppe entschwand.

2

Ich saß vor dem Haupthaus auf der grünen Bank. Eine einzige Wolke lag über dem Himmel. Sie hatte Gestalt und Farbe einer Meerfrau, deren silbergrüner Fischschweif die Hänge am Horizont berührte, während der Leib sich in einer überschwenglichen Krümmung vom Zenit des Himmels zu unserm Haus herniederbeugte, nach dem sie verlangend die Arme reckte.

Ich lehnte mit dem Hinterkopf gegen die Wand des Hauses und ließ die Augen nur durch einen schmalen Spalt geöffnet. Ich bekümmerte mich nicht viel um das Treiben dort vor mir, um das Gelächter, den Gesang, die Rufe und Pfiffe, das Treppauf und Treppab der Kameraden, die durch den letzten Abend vor den Ferien in eine frohe Erregung versetzt waren. Einige Nachzügler im

Glückwünſchen riefen mir vorübereilend zu: „Ich gratuliere!“ aber ich antwortete ihnen nicht, denn ich war es müde, Glückwünſche zu empfangen für eine Sache, deren Gelingen mich faſt traurig machte. Ich beneidete Cyril de Malaiſé, der prahlend einer Gruppe von Mädchen und Knaben zu berichten wußte, welch abſurde Antworten er dem Examinator in der Prüfung erteilt hatte.

Cyril erzählte in ſeinem abenteuerlichen Akzent, mit dem er Deutſch ſprach:

„Man fragt mich: ‚'aben Sie einmal etwaas von Charles dem Fünften gehört?‘ ‚Jawohl, Herr Profeſſeur. Er ſchlug die Ruſſen in einer großen Schlacht und er gelangte mit ſeinen Kriegern bis in die Türkei.‘ ‚Sollten Sie daas nicht mit Charles dem Dicken verwechſeln?‘ fragt der Profeſſeur ironiſch. ‚Jawohl, Herr Profeſſeur.‘ ‚Oder mit Charles dem Kühnen vielleicht?‘ ‚Nein, Herr Profeſſeur, mit Charles dem Kahlen.‘ ‚Mit Charles dem Kahlen?‘ fragt der Profeſſeur erſtaunt. ‚Es war alſo Charles der Kahle, der es mit Luther zu tun gehabt hat?‘ ‚Nein, Herr Profeſſeur, es war Charles Auguſte.‘ Der Profeſſeur ſchrie: ‚Wie? Es war Charles Auguſte von Weimar, der ſich mit Luther ſtritt?‘ ‚Jetzt beſinne ich mich noch

rechtzeitig, Herr Professeur, es war Charles der Zwölfte!' Da fing der Professeur an zu weinen. Ihm rannen die dicken Tränen in den Bart. Er war aller seiner Ideale beraubt worden. Il se trouvait privé de tous ses idéals."

Die Mädchen und die Knaben hielten sich gegenseitig an den Schultern fest, sie bogen sich in den Hüften ... Cyril ließ die großen, melancholischen Augen in dem häßlichen Pierrotgesicht unbeteiligt und ernst auf ihnen ruhen und er entfernte sich von ihnen mit einem Schwung und einer Geste seines schmalen, hochbeinigen Körpers, eines Gascogners würdig. Nur an seinem Gang, ja, nur an der kleinen, vibrierenden Bewegung seiner Kniekehlen konnte man wahrnehmen, wie stolz ihn die Wirkung seiner Geschichte gemacht hatte. Er studierte dergleichen Dinge lange zuvor, ja, er erlebte sie oft nur darum, um sie späterhin erzählen zu können. Ich war überzeugt, daß er dieser Neigung einige seiner erstaunlichsten Antworten während der Prüfung geopfert hatte.

Ulrich Schärtlin ließ sich neben mir auf die Bank fallen. Er lehnte seinen prachtvollen massiven Körper, dessen Muskulatur in Schwingungen des

Gelächters versetzt worden war, an meine Seite und er schrie:

„So etwas gönnt man sich ja nicht!“

Er hatte wieder nichts anderes angezogen als ein Hemd, eine Hose, ein Paar Sandalen. Im kältesten Winter sogar lief er, wo irgend es nur anging, nackt, halbnackt einher ... Richtig bekleidet hatte ich ihn nie gesehen. Auch hatte ich niemals bemerkt, daß er je einige Zeit in Ruhe auf seinem Platz verblieben wäre. Sogar in der Unterrichtsstunde stürzte er zehnmal hinaus, und die Lehrer mußten es dulden, mit Blicken resignierter Trostlosigkeit gegen die Zimmerdecke. Stets war er irgendwo auf dem ganzen Schulgut für einige Augenblicke anwesend: beispielsweise zwölf Minuten beim Fußballspiel, wo er alle in dieser kurzen Zeit an Gewandtheit, Schnelligkeit und Schönheit der Bewegung übertraf; sieben Minuten bei der Rüben- oder Kartoffelernte auf den Feldern; drei in der Villa eines Lehrers, wo er eine Vorlesung mit anhörte, sich den Rest hinzudachte und über das Ganze nicht unklug urteilte; und den Bruchteil einer Viertelstunde mit dem Rad in der kleinen, drei Meilen von uns entfernten Stadt, eine Reise, die wir andern vorher sorgfältig zu

beſprechen pflegten und zu der wir uns halbtaglang Zeit ließen. Von uns allen war er es ſtets geweſen, der ſich nach Automobilen, Eiſenbahnen, Luxusdampfern, Pferderennen ſehnte, ſich überall dorthin wünſchte, wo eine große Schnelligkeit und eine wechſelnde Szenerie des Lebens erzielt wurden.

„Mein Guter, biſt du traurig?“ fragte Schärtlin, ſprang auf, ſtand vor mir und zerrte mich am Arm. „Schnell! Ich muß zu Chriſtine! Komm mit! Ich habe etwas Wichtiges mit ihr zu beſprechen!“

Schärtlin hatte ſtets, im Dahinraſen zu irgendeinem Ziel, etwas Wichtiges zu beſprechen. Er hätte im Hinaufſtürmen einer Treppe das Leben ſeines Vaters verhandelt.

„Wirſt du es mir nicht hier ſagen können?“ fragte ich müde.

Schärtlin, im Gram, jetzt an dieſem Platz ausharren zu müſſen, bekam Schulterzuckungen. Verzweifelt ließ er ſich neben mir nieder.

„Alſo, du ſollſt mitkommen!“

„Mitkommen? Wohin?“

„Morgen. Im Auto. Die ‚Transſylvania‘ iſt ſeit zwei Tagen aus Hamburg ausgelaufen. Jetzt handelt es ſich darum, Chriſtine in Steinſtetten

abzusetzen, in München einen Chimborasso von Sachen zu kaufen, die alten Kölner in der Pinakothek anzusehen — sie sollen fabelhaft sein — und dann Brindisi zu gewinnen."

„Und was soll ich dabei, wenn ich fragen darf?"

Schärtlin wurde von seiner Freude emporgerissen. Der Rücken seines Hemds bauschte sich im Winde. Obwohl er nun einen Buckel hatte, so sah er doch herrlich aus wie Apoll. Sein gutes, ehrliches Löwengesicht mit der klassisch krausen, blondbewachsenen Schädeldecke darüber leuchtete vor Begeisterung.

„Mitkommen sollst du! Wir kaufen in München für dich ein! Siebzehn Anzüge werden in drei Tagen bei meinem Schneider angefertigt! Wir kaufen zweiundzwanzig Suit cases und zwei kleine meschuggene Spaniels. Du sollst um die Welt herum! Mein Vater lädt dich ein."

Ich stand auf.

„Nach Indien?"

„Nach Indien. Nach China. Nach Aserbaidschan. Nach Afghanistan. Nach Java. Nach Bali. Nach Samoa. Nach Japan. Nach Kalifornien. Nach irgendwohin von Afrika. Australien soll faul sein. Fällt fort. Sag schnell zu. Ich muß noch Erwin

Gast die Bücher hinüberbringen. — Ja, was bist du denn für ein Mensch," schrie er plötzlich wütend, „daß du dir solch eine Landpartie solange überlegst? Wie lange soll ich denn hier noch stehen und deinen Nabel anglotzen? Bin ich der Bodhisattva von Yünkang?"

Ich fühlte, daß ich glutrot geworden war.

„Ich danke dir ... Ich will es überlegen ..."

Schärtlin brüllte: „Ich versteh' immer überlegen! Du hättest jetzt schon deine Koffer packen können!"

Und er stürmte davon, ergriff einen kleinen Tertianer, der des Weges kam, legte ihn, als sei es ein Hündlein, quer über seine Schultern und lief zwischen den Tannenstämmen des Waldes entlang. Die schimmernde, fast nackte Gestalt mit dem vergeblich sich Wehrenden auf den Schultern erinnerte an eine heidnische Gottheit, die mit dem geraubten Knaben in grünen Waldestiefen entschwand.

Nun trat meine kleine Schwester Angelina zu mir heran. Um meine Aufmerksamkeit zu erregen, scharrte sie wie ein Ponny mit dem Fuß auf dem Boden.

„Kratzfuß!" stammelte sie mit banger Unterwürfigkeit und sie zog ihre ‚Schnute', wie wir

es als Kinder getan hatten. Da ich ihr geistesabwesend ins Gesicht starrte, fügte sie kläglich hinzu: „Bohnenblüte!“ und sie horchte auf Antwort, verhauchend und scheu wie das letzte Echo. Schließlich spielte sie, zirpend wie eine Grille, den höchsten ihrer Trümpfe aus: „Spinnweb! Senfsamen!“

Nun fing ich zu lachen an, wie ich sie da in ihrer Bühnenhaltung ängstlichster Demut vor dem Herrn der Geister stehen sah — eine Haltung, mit der sie auf der letzten Schülervorstellung viel Erfolg errungen hatte. Ich zog sie auf meine Knie.

„Ja, du Äffchen. Du Komödiantlein. — Hast du schon gratuliert?“

Angelina ahmte die Kindersprache nach: „Gratuliere, kleiner Bruder.“

„Was wirst du denn ohne mich hier anfangen?“

Angelina spielte mit meinen Händen.

„Flirten,“ flüsterte sie und sie duckte sich im Nacken, als erwarte sie Schläge.

„Was?“ fragte ich ganz entsetzt. „Was wirst du tun: flirten?“

„Mit allen Jungens flirten. Alle Mädels ärgern. Mich nach dem kleinen Bruder sehnen.“

„Geh, Angelina,“ erwiderte ich streng und ich

schob sie von meinen Knien. „Du bist fünfzehn Jahre alt und immer noch so kindisch. Du sollst hier tüchtig arbeiten und dem Doktor helfen, wo du nur kannst. Hörst du?“ Ich stand auf. „Ihr seid alle gar nicht wert, hier zu bleiben,“ grollte ich. „Anstatt glücklich zu sein, daß ihr noch nicht erwachsen geworden seid wie ich, habt ihr nur die Dummheiten der Erwachsenen im Kopf!“

„Ich bin sehr betrübt!“ rief Angelina mit mechanischer Trauer, nahm einen kleinen Jungen am Kragen und begann mit ihm zu tanzen, wobei sie, mit demütig schiefen Blicken zu mir hin, eine kleine frivole Melodie summte. Ich hörte sie jubelnd und hohnvoll rufen: „Er lernt es noch! Er lernt es noch!“ Dann schritt ich fort.

Mir war bange zumut geworden bei diesem Ruf, denn er hatte wohl nicht so sehr dem Tanzlernenden wie mir gegolten.

Er lernt es noch. Er lernt es noch.

3

Ich folgte langsam der Richtung des Weges, den Schärtlin eingeschlagen hatte, sehr in Gedanken, eine Beute widerstrebender Empfindungen. Eine Stimme irgendwo in der Nähe sang: — bald

werd' ich dich verlassen — fremd in die Fremde gehn — auf buntbewegten Gassen — des Lebens Schauspiel sehn —

Ich begegnete unserm jungen französischen Lehrer, der mit einem schnellfüßigen Mädchen um die Wette lief. Beide riefen mir zu: „Bon soir! Bon soir, Walther!" und sie eilten vorüber.

Ich traf Christine.

Sie hatte sich an den Stamm einer Tanne gelehnt. Mit unbewegtem Gesicht sah sie den Laufenden nach.

Ich blieb stehen.

„Du fährst morgen mit Schärtlins Auto nach Haus?"

Christine schien sich nur langsam, mit einer feierlichen Verabschiedung, von ihren Gedanken loszulösen. Mit Mühe erinnerte sie sich meiner Frage.

„Ja," antwortete sie aufatmend.

Eine geheimnisvolle Macht zog ihre Blicke von neuem zu den kindlich um die Wette Laufenden und darauf in die schräg abfallende Tiefebene, wo der maigrüne Fluß jetzt sich anschickte, die Nacht aufzunehmen, nachdem er zuvor ihren Ansturm mit reinen und hellen Farben abgewehrt hatte.

Ich schlug die Augen nieder.

„Wir verabredeten, daß wir beide noch eine Woche allein hier auf dem Gut bleiben wollten. Erinnerst du dich?“

Christine lehnte den Kopf an den Stamm der Tanne. Ich sah, wie der Knoten ihres bienenfarbenen Haares einige Splitter von der Baumborke ablöste, wie diese in Christines feinem Haar über der Schläfe hängen blieben und an dem Flaum des dunkelgoldenen Nackens herniederrieselten. Der Blick, der nicht auf meine Augen, sondern auf meine Stirn gerichtet war, hatte einen Ausdruck rätselvoller Entrücktheit.

„Ich erinnere mich.“

„Und?“

„Und ich hatte eben ein Ferngespräch mit Papa. Und Papa bittet mich, sogleich zu kommen. Und also werde ich kommen.“

„Ist etwas geschehen, Christine?“ fragte ich, ohne den Spott zu beachten.

„Und es ist nichts geschehen.“

„Also das Alte: Sehnsucht nach dir, ja?“

„Allerdings. Ja. Sehnsucht nach mir. Denk einmal.“

Eine holdmatte Trauer war über ihr Gesicht ausgebreitet.

„Bist du deshalb traurig, Christine?“

„Ich bin weder deshalb noch überhaupt traurig.“

„Du bist also zufrieden, zu deinem Vater und zu deiner Schwester zurückzukehren?“

Christine kniete nieder, um ein Schaudern ihres Körpers zu verbergen. Sie knüpfte an einem Schuhriemen, der sich gelöst hatte. Sie sah dabei zu mir herauf und antwortete:

„Ja. Allerdings. Denn es ist gut, daß ich nicht noch diese eine Woche mit dir auf dem Schulgut bin.“

„Ist es wirklich gut?“ fragte ich bitter.

„Ja. Es ist gut.“

„Darf ich dir jetzt deinen Schuhriemen binden, da du ja doch zu ungeschickt bist?“

Christine erhob sich. Sie sagte: „Bitte.“

Nun kniete ich nieder und machte mir an ihren Schuhen zu schaffen.

„Man muß nämlich einmal ein Ende machen,“ hörte ich Christine über mir sagen.

„Womit?“

„Mit dem Abschiednehmen hier. Seit Monaten nichts als diese Qual, Abschied zu nehmen.“ Christine fügte entschlossen hinzu: „Nein!“

Ich beugte mich tiefer über ihren Fuß.

„Sieh da! Eilt es dir so damit? Und du wolltest den Idealen unsrer Kindheit treu bleiben.“

Christine packte mein Haar mit der Hand, meinen Kopf bog sie aufwärts zu ihr hin. Sie hatte jetzt einen bitteren, tragisch gequälten Ausdruck im Gesicht, wie sie mich da betrachtete.

„Arzt, hilf dir selber!“

Ich schmiegte meinen Kopf einen Augenblick zärtlich an ihre schöne Hand. Dann, während ich aufs neue mit meiner Verrichtung beschäftigt war, fragte ich über ihrem Schuh:

„Glaubst du das, Christine, daß ich mir selber zuerst werde helfen müssen? Denke daran, wie du auf eurem Schloß da oben im Gebirge unsern Idealen treu bleiben kannst! Wenn du zu einem Diener sprichst: tue das! so tut er es ... denk an das Evangelium! Und du bist Baroneß, und dein Vater ist ein reicher Mann, und es werden viele junge Leute zu euch kommen, um dir und deiner schönen Schwester den Hof zu machen — glaubst du wirklich, daß ich je im Leben so gefährdet sein könnte wie du, Christine?“

Wieder sah ich zu ihr hinauf, während sie ihrerseits mit eifrig seitwärts gesenktem Kopf herniedersah, was meine Hände an ihrem Schuh trieben.

„Ja allerdings, das glaube ich," erwiderte Chriſtine mit einer Ironie, die ihr ſchwer ankam.

„Nun gut, dann können wir uns ja gleich heute für alle Zeiten Adieu ſagen. Das Auto kommt morgen ſchon in der Frühe, da ſchlafe ich noch. Ich mag auch einmal den erſten Morgen nach dem Examen ausſchlafen."

„Biſt du nun endlich fertig mit meinem Schuh?" fragte Chriſtine zornig und ſie entzog ihren Fuß meinen Händen.

Ich wollte etwas Böſes antworten, da fühlte ich zwei Hände auf meinen Augen.

„Natürlich Tobby!" hörte ich Chriſtine ſagen.

Tobby Stafford liebte dergleichen kleinjungenshafte Überraſchungen. Aber er verlor auch inmitten der gröbſten Späße ſeine inſulare Höflichkeit nicht, wenn Mädchen, ‚ladies', in der Nähe waren.

„O verzeih, Chriſtine!" rief er erſchrocken, mit dem britiſchen Akzent, mit dem er Deutſch ſprach. „Ich habe dich wahrhaftig nicht geſehen. Übrigens: guten Abend, Chriſtine!"

„O verzeih, Tobby," antwortete Chriſtine und ſie ahmte jetzt Tobbys Sprechweiſe nach. „Ich habe dich wahrhaftig zuviel in meinem Leben geſehen. Übrigens: guten Abend, Tobby!"

Tobby wandte sich mit der ihm eigentümlichen Liebenswürdigkeit mir zu, der ich aufgestanden war.

„Also: es ist ent—zückend, daß ich dich endlich finde, Walther. Ich habe einen Funkspruch aus Terrytown, wo mein Vater sich aufhält — er bittet dich, zwei Semester mit mir in Oxford zu studieren. Ist es nicht überwältigend schön?“

Christine sah mich an.

„Es ist überwältigend,“ sagte ich und ich spielte mit Tobbys hübschem bernsteingelbem Haar. „My little lord — I thank you awfully for your kindness! Eben hat mich Schärtlins Vater eingeladen, Ulrich auf seiner Weltreise zu begleiten, und der Doktor hat mich eingeladen, mit ihm nach Rom zu fahren. Ich wußte gar nicht, daß ich so beliebt gewesen bin.“

„Das bist du wirklich gewesen, Walther!“ rief Tobby mit sachlichem Eifer und er suchte eine Bestätigung für seine Worte bei Christine. „Nicht wahr, es war erstaunlich, wie gern man ihn hier hatte?“

„Es war erstaunlich,“ bestätigte Christine trocken und zweideutig, und nun lachten wir alle drei.

„Also höre, Tobby. Ich gehe jetzt da auf mein

Häuschen zu, einhundert Schritte. Wenn mir bis dahin niemand mehr irgendeine neue Einladung überbringt, dann nehme ich deine an. Dann ſtudieren wir zwei Semeſter in Oxford."

„Gut. Abgemacht," rief Tobby mit dem angelſächſiſchen Vergnügen an dergleichen Verabredungen und er machte einen Luftſprung. „Du haſt jetzt deine einhundert Schritte. Wenn dir bis dahin niemand eine neue Einladung gebracht hat, ſo packen wir unſere Koffer für Oxford! — Oh, es iſt ent—zückend, Chriſtine!"

„Ent—zückend," beſtätigte Chriſtine mit einem etwas fahlen Lächeln um den Mund.

Ich ging. Ich zählte die Schritte. Zwanzig — dreißig — vierzig zählte ich, mit einem Druck in der Nähe der Herzgrube. Ich war bei neunzig angelangt, da kam es ganz ſchnell hinter mir hergelaufen, überholte mich, ſtellte ſich mir entgegen in den Raum, der mich von meinem Häuschen trennte — Chriſtine war es, die ihre Arme ausbreitete, den Kopf leidend und faſt wild zur Schulter hinneigte und mir zurief:

„Ich lade dich im Namen meines Vaters ein, die Ferien bei uns auf Steinſtetten zu verbringen!"

Ich griff nach Chriſtines Händen. Wieder fiel ich ihr zu Füßen. Ich fühlte, daß ich ganz blaß geworden war, blaß bis zu den Wurzeln meiner Haare.

„Ich nehme deine Einladung an, liebe — liebe Chriſtine.“

„Oh, liebe — liebe Chriſtine,“ ſagte Tobby Stafford lachend und er befreite, um ſie zu küſſen, Chriſtines Hände aus meinen. „Du haſt mich ſehr betrogen. Es iſt erſtaunlich, was du zuweilen für einen ſchlechten Charakter haſt.“

4

Das Häuschen, in dem wir Abiturienten dieſes letzte Jahr gelebt hatten, lag entfernt von den andern in einem Winkel, den zwei ſenkrecht aufeinanderſtoßende Waldränder bildeten. Nur im Winter, wenn in den Forſten geholzt wurde, kamen des Nachmittags und des Abends Schülertrupps an unſrer kleinen Villa vorbei, ſingend, die Äxte, die Sägen und die Seile auf den Schultern, an unſere Fenſter bereifte Tannenzapfen werfend und unſerer Gelehrſamkeit ſpottend, die ſich hinter dieſen Fenſtern mühte. Zuweilen auch verirrten ſich einzelne Abteilungen, die des Morgens vor

Beginn des Unterrichts ihren Lauf durch die Wälder machten, in unsere Einsamkeit. Wir traten dann gewöhnlich an die Fenster und sahen die nackten, dampfenden, unter der rötlichen Haut kräftig durchbluteten Oberkörper, die freigelegten Kehlen und die um den Mund herum von der Anstrengung des langen Laufes leicht verzerrten Mienen. Wir hatten ein wenig Bedauern und ein wenig Neid, wenn wir sie sahen.

Im Hauseingang, der durch das fast bis zur Erde niedergehende, mit Moos und Schilf bedeckte Dach ein spitzes Dreieck bildete, traf ich Dagmar — Dagmar, die hier eigentlich keine Beschäftigung hatte, die aber wie gewöhnlich sich in unsrer Gegend zu schaffen machte. Sie war sechzehn Jahre alt, Schwedin von väterlichem, Deutsche von mütterlichem Blut. Sie hatte weder in Stockholm noch bei uns irgend etwas Nennenswertes gelernt. Sie konnte mit ihren überschlanken, in den Knien ein ganz klein wenig nach innen gebogenen Beinen schneller laufen als irgend jemand auf dem Schulgut; sie konnte die höchsten Stämme der Bäume berennen und sie sah dann feurig und wild wie ein antiker Krieger aus, der eine Palisade überfliegt. Sie verstand es auch, zuzeiten die

Nägel ihrer sehr geschmeidigen Finger zu pflegen, mit den Händen einen Kultus zu treiben und sie zu Übungen nach dem Vorbild gotischer Stile zu zwingen: dann war sie eine Heilige am Dom, auf deren wunderbar gekünstelten Fingern das Salbgefäß oder das Standbild einer Stadt ruhte.

Meine Beziehungen zu Dagmar waren anderer Art als die zu den übrigen Insassen des Gutes, dessen war ich mir bewußt geworden. Niemand konnte mich allein durch seine Erscheinung so in Zorn versetzen, wie Dagmar es tat. Ich hatte daher die Gewohnheit angenommen, sie auszuschelten, wo immer ich sie traf. Stand sie dann vor mir, die schönen Hände in einer höchst manierierten Weise auf den Röcken ausgebreitet, die Finger auseinander gespreizt und die Daumen leicht gekrümmt, den kaninchenhaft engen Blick ihrer blauen Augen mit sanftem Schielen über die vibrierende Nase gerichtet, so brachte mich die Beobachtung zur Raserei, daß ihre Demut einer Gescholtenen unecht war; daß ihr kleiner Seitenblick ein Etwas in meiner Brust richtiger wertete, als ich selber es vermochte; daß sie den Sinn dieser Szenen zwischen uns beiden auf eine geheimnis-

volle und meiner Würde abträgliche Art auszulegen befähigt war.

Als Dagmar jetzt im Hauseingang meiner ansichtig wurde, gefiel es ihr, das Erschrecken einer Taube anzudeuten, die durch den Blick des Basilisken paralysiert wird.

„Was treibst du dich eigentlich immer in unserm Wald herum?“ fragte ich sie mit scheinheiliger Wißbegierde.

Dagmar stand unbeweglich, die Augen starr über die porzellanzarten Muscheln der Nase hinweg auf meine Füße gerichtet, die Hände auf den Falten des steifen Kattunrocks höchst geziert ausgebreitet, die Finger gespreizt, so daß man die Haut zwischen ihnen schimmern sah, die Daumen auf eine aufreizend freche Art gekrümmt.

Keine Antwort.

„Hast du nicht gehört, daß es zum erstenmal geläutet hat, Dagmar? Du solltest doch wohl jetzt schon beim Auskleiden sein, nicht wahr?“

Keine Antwort, nur der sekundenschnelle, spottend-wissende Seitenblick, den ich fürchtete.

„Geh! Scher' dich fort!“ schrie ich. „Laß dich hier nicht mehr sehen!“

Dagmar wirbelte auf der Stelle hoch, als habe

eine unsichtbare Macht ihre Füße gehoben. Im Sprung noch durchschnitt sie mit einer kleinen Biegung der knabenschlanken Hüften die Luft und jagte davon. Ich sah ihr nach: sie tanzte zwischen den Stämmen der Bäume wie zwischen den Kulissen eines Theaters. Sie spielte mir jetzt auf eine barocke Art die Flucht einer Nymphe vor, die von dem gierigen Gott des Waldes verfolgt wird. Im Gewirr der Stämme, die sich vor meine Augen schoben, schien sie entschwunden zu sein, als ihr rückwärts über die Schulter gerichteter Blick noch einmal aus der Waldesdämmerung mich traf. Mir war, als wisse dieser Blick um Dinge, die sich in manchen Nächten traumhaft vor meinen Augen gebildet hatten, wie eben jetzt die entschwindende Gestalt der Tänzerin zwischen den Stämmen der Bäume.

5

In meinem Zimmer fand ich Erwin Gast, am Schreibtisch sitzend, die Feder mit großer Hast über das Papier führend. Mit dem Elan der Bewegung, die ihm eigen war, stand er auf und trat mir entgegen.

„Entschuldige, Lieber. In meinem Zimmer ist

ſolch eine Unordnung vom Packen, daß ich mich zu dir geflüchtet habe.“

„Laß dich nicht ſtören.“

„Geht es dir gut?“ fragte Erwin zärtlich, während er ſich abermals zu ſchreiben anſchickte.

„Vortrefflich.“

„Biſt du guter Laune?“

„In der beſten.“

„Schön. Schön.“

Ich öffnete ein Telegramm, das auf dem Tiſch lag. Es war ein Glückwunſch meiner Mutter, zugleich die Erlaubnis, um die ich gebeten hatte, die Ferien verleben zu dürfen, bei welchen Freunden immer es mir behagte.

Nach einer Stille, während derer ich mir am Bücherbrett zu ſchaffen machte, fragte Erwin, immer ſchreibend:

„Haſt du Dagmar geſehen?“

„Ja.“

„Nun?“

„Was: nun?“

„Warſt du freundlich zu ihr?“

„Ich habe ihr verboten, dieſes Haus zu betreten.“

Erwin horchte über der Schulter zu mir hin.

„Wie häßlich du zu ihr bist! Und sie ist jetzt traurig.“

„Traurig? Kann ein so oberflächliches Geschöpf wie diese Dagmar traurig sein? ... Weshalb übrigens?“

„Weil du fortgehst.“

„Hast du mit ihr gesprochen?“

„Kein Wort. Aber ich besitze genügend Menschenkenntnis, um zu wissen, daß sie dich liebt.“

Ich kniete nieder: im untersten Fach des Regals suchte ich ein Buch.

„Sie soll ihre Schularbeiten machen und keine Dummheiten im Kopf haben.“

Erwin schrieb von neuem. „Hm. Dummheiten,“ sagte er skeptisch.

Nach einer Stille: „Mir scheint, diese Dummheiten sind das Eigentliche unsers Lebens hier gewesen. Ich hätte es nicht so lange ausgehalten, wenn ich nicht von Tertia bis Oberprima in dich verliebt gewesen wäre.“

„Einschließlich Oberprima?“ fragte ich.

„Einschließlich,“ erwiderte Erwin mit Nachdruck, und wir lachten.

Ich nahm mein Buch, öffnete das Fenster, setzte mich auf die Bank und begann zu lesen.

„Was ſchreibſt du eigentlich?“ fragte ich.

„An die Redaktion des ‚Orkan‘! — Ah, man muß dieſen Orkan ein wenig ſchärfer anblaſen!“ rief er plötzlich aus, mit der ihm eigentümlichen gallizistiſchen Art, in der er zuweilen ſprach. „Ich biete ihnen meine Mitarbeiterſchaft an. Ich lege mein Programm vor, mein Manifeſt.“ Er hielt inne. „Wie ſagt man doch?“ fragte er ſich und zugleich antwortete er: „Das iſt das Wort!“ Er ſchrieb es nieder und ſtrich es ſogleich aus. „Nein, dieſes iſt es!“ Und plötzlich, nachdem er auch dieſes neue Wort durchgeſtrichen hatte: „Es iſt dieſes!“ rief er begeiſtert. „Nur dieſes kann es ſein! Kein anderes!“ und er ſchrieb das dritte über das zweite. Es war nun eine kleine artige Zeichnung auf dem Papier entſtanden, ein chineſiſcher Turm von Worten.

Ich verzog den Mund und begann zu leſen. Aber Erwins Art zu ſchreiben intereſſierte mich, ich beobachtete einige Zeit den Lauf ſeiner unermüdlichen Feder.

Erwin Gaſt hatte ſich bereits mit ſechzehn Jahren bei der königlichen Behörde zum Abiturientenexamen gemeldet. Man hatte es abgelehnt, ihn vor Ablauf zweier Jahre zur Prüfung zuzulaſſen.

Daraufhin begann er die Unterrichtsstunden zu versäumen oder in ihnen Bücher seines Geschmacks zu lesen. Die Lehrer ließen ihn gewähren, den Grundsätzen der Anstalt getreu. Man wußte, daß er den Lehrstoff beherrschte. Man befreite ihn schließlich von der Verpflichtung, den Unterrichtsstunden beizuwohnen, man appellierte an seine Einsicht.

Die Natur schien große Dinge mit ihm zu planen: sie hatte ihn mit einer außergewöhnlichen körperlichen und geistigen Frühreife beschenkt. Als vierzehnjähriger Knabe veröffentlichte er in literarischen Zeitschriften die ersten Gedichte, die ersten Aufsätze, und der Fünfzehnjährige war im Gesicht, auf der breiten, stolzgewölbten Brust, an den kräftigen, schlank in die Höhe strebenden Beinen behaart wie ein junger Waldgott. Er war immer in Opposition zum Doktor und zu denjenigen Kameraden, denen die Bestrebungen des Doktors ein Heiligtum waren, das jetzt sowohl wie im zukünftigen Leben gehütet werden mußte. Also stand Erwin auch im Gegensatz zu Christine, deren Wesen er mit einem Unterton von Ehrerbietung zu ironisieren liebte. Er bekümmerte sich nicht um die Grundsätze, nach denen wir lebten, die unsere Ideale waren: als Fünfzehnjähriger nahm er

Frauen, wo immer er sie fand — in der benachbarten Stadt, während der Ferien in der Heimat, bei uns auf dem Gutshof, auf den Feldern und im Haus, wo die Dienstmägde aus der bäurischen Umgebung, tagsüber von Knabennacktheit umgeben, mit einer Erregung ohne Pausen und mit süßlichem Lächeln, wenn sie unsrer ansichtig wurden, ihren Verrichtungen nachgingen. Erwin nahm die Frauen mit einer herrischen und zärtlichen Attitüde, und sie gaben sich ihm in einer Empfindung hin, die Verblüffung und Wollust war. Nachdem er genossen hatte, verdoppelte er seine Zärtlichkeit und seine Zartheit. Ohne sie je wieder zu begehren, blieb er ihr Kamerad, ihr Freund — wenn sie es wünschten: ihr Geliebter, mit sanfter Beschwichtigung ihrer leidenschaftlichen Aufwallungen. Er hatte als Sechzehnjähriger in seiner Heimatstadt eine Beziehung zu einer sehr schönen Dame unterhalten, deren Bild er als einziges in seinem Zimmer zu stehen hatte. Das letzte der Kinder, die sie ihrem Mann geboren hatte, entstammte dieser Beziehung zu Erwin. Er sprach mit Ehrerbietung von ihr, mit Gleichgültigkeit von dem Kinde. Auf einer jener Ferienreisen, die der Doktor zu Rad, in Begleitung einer Anzahl von

Schülern zu unternehmen pflegte, hatte Erwin Paris kennengelernt. Tagelang hatte er sich auf dem Montmartre oder auf der Rue de la Gaieté des Montparnasse herumgetrieben, wo er sich in die Brasserien, Künstlerkneipen, Varietees und Cafés schlich, den dort Versammelten zusah, ihre Gesten, ihren Akzent, ihre Not und ihre Exaltationen studierte. Seit diesen Tagen liebte er Paris, Frankreich, französisches Wesen, französische Sprache. Er bedauerte zuweilen, als Deutscher geboren zu sein. Heine wurde sein Idol. Er ahmte seinen Stil, seine Kleidung nach.

Mit achtzehn Jahren jedoch hatte Erwin Gast ganz sich selbst gefunden. Seine elegante Gestalt, die stolze Haltung des Körpers, die sich trotz großer Höflichkeit im Verkehr mit Menschen niemals verlor, das sehr blasse Gesicht mit grünen Augen und erstaunlich hohen und starken Brauen, die etwas fleischige Nase, die einen Ansatz von Üppigkeit hatte, wie auch das Kinn, die sehr nervösen, langgliedrigen und merkwürdig unmodern anmutenden Hände — als seien sie das Werk eines alten spanischen Malers — dies alles gab ihm den Aspekt eines jungen Jesuiten, wenn man von diesem Begriff alle Falschheit und Hinterlist ab-

zieht, die man gemeinhin mit ihm zu verbinden pflegt.

Erwin hatte seine Arbeit beendigt. Er ließ sich neben mir auf dem Fensterbrett nieder. Mein Buch nahm er mir mit der ihm eigentümlichen Sanftheit eines kundigen Arztes aus der Hand.

„Höre. Wir müssen miteinander sprechen. Ich sehe gewisse Einflüsse am Werk, die darauf ausgehen, dich hier zu behalten. Du sollst, so wollen es diese Einflüsse, dein Lebtag das bleiben, was du jetzt bist: ein romantisches Kind. Ich warne dich vor ihnen. Sobald es sich bei der Geburt erwiesen hat, daß man dem zeugenden Geschlecht angehörig auf die Welt kam, ist man ohne Zweifel dazu bestimmt worden, später einmal irgendwann ein Mann zu werden. Das aber heißt, in die Sprache meines Gehirns übersetzt: daß man zu einem bestimmten Zeitpunkt mit den süßen Gewohnheiten der Kindheit aufhört. Zu diesen zähle ich eine unmäßige und unschickliche Begeisterung für Naturschönheiten, die Götzenanbetung der geschlechtlichen Keuschheit, die alkoholische und nikotinöse Enthaltsamkeit, den Enthusiasmus für körperliche Abhärtung, sublime Päderastie und kurze Sporthosen. An Stelle dieser Idole empfehle ich:

die Naturschönheit eines café chantant in einer Großstadt, besonders zu den Stunden gegen den Morgen hin, wann der Tabaksrauch, der Geruch hochprozentiger alkoholischer Getränke und die parfümierten Ausdünstungen aus den Achselhöhlen der Dirnen die Gehirne der Menschen hellsichtig und wissend machen — eine Atmosphäre, die mehr zu lieben und zu denken gibt als dein Morgennebel am Fels und deine abendüberschatteten Vorfrühlingsfelder."

Erwins Gesicht nahm einen grüblerischen und etwas zerstreuten Ausdruck an, bis er seinen zärtlichen und fast kindlich guten Blick von neuem auf meine Stirn richtete.

„Wie dir vielleicht bekannt, ist die Universität Paris eine solche mit cafés chantants von der Vorsehung beschenkte Großstadt. Sie liegt kaum zwei Längengrade westlich von hier entfernt, in einem temperierten Klima, bequem mit dem Schnellzug zu erreichen. Dort gibt es eine im dreizehnten Jahrhundert, also längst vor den Zeiten des unzüchtigen Rabelais begründete Universität, welche den Namen der Sorbonne trägt. An dieser, so schlage ich vor, werden wir beide gemeinsam unser Studium beginnen. Wir sind nicht reich,

aber wir werden mit unſern zweitauſendvierhundert Mark Rente im Jahr, das gibt faſt dreitauſend Franks in der gottgeſegneten Währung unſers Erbfeindes, ſo gut leben wie irgendein Student. Da du die Angewohnheit haſt, mich nach zwanzig Minuten unſers Beiſammenſeins nicht mehr ausſtehen zu können, wobei du mich freilich nach einer halbſtündigen Trennung ebenſo leidenſchaftlich wieder zu ſuchen pflegſt, ſo ſchlage ich dir vor, daß wir auf dem Montparnaſſe nicht in demſelben Zimmer, nicht in demſelben Haus, aber möglichſt benachbart wohnen werden, damit du bequem deiner Neigung frönen kannſt, meine Geſellſchaft je nach den Umſtänden abſtoßend oder anziehend zu finden.“

Erwin ſprang von der Fenſterbank herab, zündete ſich eine Zigarette an, lehnte ſich an die Manſardenwand und begann ein leidenſchaftliches Selbſtgeſpräch zur Decke hinauf zu führen.

„Was mich anbetrifft, ſo wird es nötig ſein, daß man alsbald ſeine Rente verbeſſert. Ich muß mit zweiundzwanzig Jahren eine Rente von ſechstauſend Franks, mit dreißig eine ſolche von dreißigtauſend haben, und ſchließlich wird es ſich empfehlen, daß die Rente jedesmal doppelt oder drei-

fach so viel tausend Franks oder Mark beträgt, wie man Lebensjahre zählt. Vermutlich werde ich in den ersten Zeiten gezwungen sein, einige Schulden zu machen. Im übrigen wird es sich nur darum handeln, über ein paar gutsitzende Anzüge und etwas zarte Wäsche, möglichst aus Zephir, zu verfügen. Man muß den Frauen, besonders denen aus den höheren Bürgerkreisen, in ihren Ansprüchen auf die Eleganz des Mannes entgegenkommen, denn es bedeutet eine übermäßige Inanspruchnahme der Geschlechtskraft, wenn man diese Ansprüche ignoriert. Warum eine Sache, wie die Liebe einer Frau, durch verdoppelte Anstrengung zu erreichen suchen, was ein wohlgeschnittener Frack mühelos für seinen Träger bewirken würde? Doch wird man sich vor Dandyismus hüten, der eine Angelegenheit für leere Köpfe ist. Übrigens hat man keinerlei Anlagen dazu. Man ist gottlob sansculotte genug, feststellen zu können, daß Kleider nur als Mittel zu einem Zweck und zwar zu einem erotischen, nicht aber um ihrer selbst willen vorhanden sind. Was die Frauen anbelangt, so werde ich in den ersten Jahren solche bevorzugen, die nichts oder wenig kosten. Buketts werden grundsätzlich nicht verab-

reicht werden. Blumen sind mir ohnedies odios, es seien denn künstliche Palmen oder andere Pflanzen aus Papiermaché, wie man sie bisweilen auf den roten Plüschteppichen der großen Tanzkasinos findet. Im übrigen wird man arbeiten, arbeiten, arbeiten! Man wird es sich nicht leicht sein lassen — o nein! Man wird zwar einen Lebenswandel führen, gewiß: das Leben wird sich in jedem Augenblick wandeln, Not wird der Wohlhabenheit, Überfluß der Not folgen, aber alles wird auf des Fingernagels Spitze vor sich gehen, Man wird wie ein Prinz und wie ein maquereau, aber man wird zu jedem Augenblick mit der äußersten Hingabe seines Wesens sich selbst leben — sich selbst — soi même! — Nun, du sagst nichts?"

„Du sagst genug."

„Schön. Schön. Deine Antwort? — Also ist es abgemacht, nicht wahr? Wir werden morgen früh mit dem Wagen nach Friedrichsaue fahren, gegen Mitternacht sind wir in Karlsruhe — von dort ist es über Straßburg—Avricourt ein Katzensprung bis nach Paris. — O Lieber, es wird herrlich werden!"

Erwin umarmte mich und war, wie immer in solchen Augenblicken, blaß geworden.

„Welch ein Glück!“ rief er aus, „das Studium und das Leben mit einem Freunde gemeinsam zu beginnen!“ Er beugte sich über meine Knie hinweg aus dem Fenster. „Ach! Ach! Was für ein zarter, was für ein holder Abend! Der letzte, der endgültig letzte! Abend-Schäfchen-Wolken über den grünen Ufern dieses Flusses, und dieser Duft über sprießenden Feldern!“

„Es ist gewiß der parfümierte aus den Achselhöhlen der Dryaden, weil er dir so gefällt.“

Erwin lachte, seinen ‚éclat de rire‘, sein dröhnendes gutes Lachen, mit zurückgebogenem Kopf, die Kehle zeigend. Er war nicht böse, wenn man ihn zuweilen auf Widersprüchen ertappte.

„Du machst Beobachtungen! Bravo! Esprit gaulois, Frankreich wartet auf dich!“

Er umarmte mich aufs neue, wir lachten uns an, Gesicht an Gesicht, so nahe, daß jeder im andern nur noch den Einäugigen sah. Es war das eine, das lachende Auge des Philosophen, das wir sahen. Das weinende wurden wir noch nicht gewahr, aber ein Schatten seiner Wimper überflog uns sogleich.

„Höre, Erwin — ich bin noch nicht gewiß, was aus mir werden wird. Aber ich weiß, daß ich nicht

nach Paris komme, überhaupt nicht ins Ausland gehen werde."

Erwin war bleich geworden über dieser Antwort. Er sah starr zum Fenster hinaus, er schien angestrengt über irgend etwas nachzudenken.

„Nun gut, mein Junge," rief er plötzlich, schon von der Türe her. „Wandle dein Leben lang unter Christines und deines Doktors Sternen! Mich zieht es zu andern planetaren Systemen!"

Und im Zorn verließ er mein Zimmer.

6

Ich lag unter dem offenen Fenster auf meinem Ruhebett und las. Zuweilen durchkreuzten die Schatten von Nachtvögeln meine Seiten.

Es klopfte an der Tür. Es war der Pförtner des Haupthauses, der mich im Namen des Doktors aufforderte, zum Tee hinüberzukommen. Ich machte mich auf und schritt den matt von Sternen erhellten Waldweg hinab, über dem die aufgescheuchten Vögel unruhig hin und her flatterten, um sich von neuem auf die Baumkronen herniederzulassen, sobald mein Schritt verklungen wäre.

Ich ging, die Tertia in ihrem Schlafzimmer zu besuchen, deren Präfekt ich einige Jahre lang ge-

wesen war. Sie kehrten morgen zu ihren Eltern zurück in ihre Heimat oder sie schlossen sich der Romreise des Doktors an. Ich würde keine Gelegenheit mehr haben, von ihnen Abschied zu nehmen.

Ich durchquerte die kleinen türlosen Zimmer, in denen sie jeweils zu dritt oder zu viert schliefen, sanft belichtet von dem durch die weitgeöffneten Fenster dringenden Schein einiger Sterne. Einer von ihnen, den meine Schritte aufgeweckt hatten, streckte mit einer innig gerundeten Bewegung seinen Arm nach der Richtung aus, in der ich stand, tastete mit der Hand, suchend in der dunklen Luft, nach meiner Hand und schlief ein, ehe er sie noch erreicht hatte. Ein anderer winkte mich ungestüm zu sich heran. Er flüsterte:

„Ich darf mitfahren."

„Nach Rom?"

Er nickte; er schluckte vor Freude. „Jawohl! Nach Rom!"

„Schlafe und leb wohl!"

„Ja, auch du," sagte er, sich erinnernd, daß er mich später hier nicht mehr finden werde. Er umschlang meinen Hals mit seinen schmalen Armen: „Leb recht, recht wohl!" Er sank zurück, er schlief.

Während ich so durch die Zimmer ging, dachte ich an das Schicksal. Wird der eine dereinst ein böses Weib haben und werden sie sich im Alter ankeifen wie kraft- und zahnlose Hunde? Wird der andere bei der Explosion einer Fabrik zerschmettert werden oder in einer Lehmgrube ersticken? Und dieser hier, wird er bedeutend sein, wie er es sich erträumt? Ich beugte mich zu dem Schlafenden hinab, der ich wachend über ihm schwebte wie Homunkulus über der Gestalt des schlafenden Faust: ‚Bedeutend!'

Auf der Schwelle blieb ich stehen und horchte noch einmal auf die Atemzüge, die kleinen Rufe aus dem Schlaf, von denen die Zimmer erfüllt waren. ‚Wir werden lieben und wir werden leiden, wir werden alt und wir werden stumpf werden, die einen früh, die andern spät, auf der Stirne eines unter ihnen oder zweier wird bis zum letzten Atemzug das schöne Feuer der Jugend lodern — dennoch, wie wir auch sein mögen, wir sind insgesamt in diesem Raum der Welt notwendig, die ohne uns nicht mehr gedacht werden kann.'

Ich beugte mich über das Bett dessen, den ich unter ihnen am meisten geliebt hatte, berührte mit den Lippen seine Stirn, seine Augen, seinen schlaf-

warmen Mund und trat dann mit geblendeten Augen auf den erleuchteten Korridor zurück.

7

Das Zimmer des Doktors war so geräumig, daß sich leicht einzelne Gruppen der Unterhaltenden bilden konnten. Der Doktor lag auf seiner Chaiselongue, die Beine unter der Kamelhaardecke. Ihm zu Füßen saß Christine, sehr gerade, die Hände auf dem Schoß, ein wenig lächelnd in dem Gespräch, das sie mit dem Doktor führte, wobei sie den Kopf über die Schulter richtete.

Ich warf einen flüchtigen Blick auf das Gesicht des Doktors. Die Art, wie er den Arm nach mir ausstreckte, bedeutete: Versöhnung!

Christine sagte irgend etwas Spöttisches zur Begrüßung, wie: „Guten Abend, hoher Herr," wobei sie lächelnd den Doktor anblickte, wie man im geheimen Einverständnis der Erwachsenen über ein Kind lächelt.

Ich hatte die Empfindung, daß beide vor meinem Eintritt in das Zimmer über mich gesprochen hatten und daß ihr Gespräch nicht abgeschlossen war.

Tobby Stafford lag auf der Erde und wendete

langsam die Blätter einer großen Mappe um, über die sich Ulrich Schärtlin und Erwin Gast beugten, diese mit wechselseitig um die Hüften geschlungenen Armen. Es waren die Reproduktionen alter deutscher Holzschnitte, die sie betrachteten.

Ergriffen flüsterte Schärtlin irgend etwas, das Bewunderung ausdrücken sollte.

„Sind sie nicht herrlich?“ rief Tobby Stafford mit der Freude des Entdeckers.

„Unsagbar langweilig,“ erklärte Erwin Gast gähnend, und alle drei begannen zu lachen. Auch Christine, die Erwins Antwort gehört hatte, lachte nun.

„Was gibt es?“ fragte der Doktor.

„Erwin findet die Holzschnitte unsagbar langweilig,“ erklärte ihm Christine.

Der Doktor rief durch das Zimmer:

„Erwin findet alles unsagbar langweilig, was nicht französische Politik, französisches Theater oder französische Dichtkunst ist!“

„C'est ça, monsieur le docteur, c'est ça!“ antwortete Erwin in seinem harten Pariser Akzent.

Nun lachten alle im Zimmer, und es trat im Augenblick ein Stimmengewirr ein.

In dem Schreibtischstuhl des Doktors saß Cyril

de Malaiſé und ſah zu Gerhart Herfurth hinauf, mit dem er eifrig und geſtikulierend das unterbrochene Geſpräch fortſetzte.

„Ah! Clémenceau iſt nicht das, was ihr Deutſchen einen Journaliſten nennt. Clémenceau iſt—“

Ich trat herzu.

„Vermutlich etwas ähnlich Unbegabtes wie Napoleon, herzensguter Kerl, aber dumm — dumm!“ Wir lachten, und ich verbeugte mich vor Herfurth: „Guten Abend, durchlauchtigſter Prinz.“

Aber Herfurth antwortete jetzt Cyril ſehr ſchnell etwas auf engliſch und er reichte mir mit abgewandtem Geſicht die nervös geſtreckte braune Hand. Später nickte er mir freundlich zu.

Bruno Schumacher war der letzte, der zu begrüßen war. Er ſtand vor den Bücherreihen der Bibliothek und las mit ſchrägem Kopf die Titel von den Rücken ab. Er war der Sohn einer Fabrikarbeiterin, dem der Doktor aus irgendwelchen Gründen eine Freiſtelle eingeräumt hatte. Sein Weſen war uns fremd. Wir waren niemals unfreundlich zu ihm geweſen, wir hatten zahlreiche Verſuche gemacht, ihn angenehm zu finden, aber er blieb uns ſonderbar, er befremdete uns.

Als ich ihn begrüßte, drehte er sich mit einer etwas böswilligen Überraschtheit um.

Da ich nicht wußte, welcher der Gruppen im Zimmer ich mich anschließen sollte, so blieb ich am Tisch in der Mitte stehen und ich begann im Aufsatzheft eines Sekundaners zu blättern.

Der Pförtner brachte Tee und auf Blechscheiben heiße Pflaumenkuchen, auf denen der reichgestreute Zucker dahinschmolz.

„Das ist eine letzte Anspielung auf meinen hier jahrelang geübten Appetit, Herr Doktor," erklärte Ulrich Schärtlin, ging quer durch das Zimmer auf Bruno Schumacher zu, klopfte ihm wohlwollend auf den Arm, sagte: „Komm, mein Guter, du sollst jetzt etwas zu essen bekommen," wandte sich sogleich an Gerhart Herfurth mit der Frage: „Auf unserer Schiffsliste gibt es eine Herzogin Coi — ist das deine Tante Coi?" worauf er, ohne eine Antwort abzuwarten, mich über die Möglichkeit interpellierte, ob man wohl im Automobil in einem Tag von München bis Verona käme.

Inzwischen hatte sich der Doktor mit einem etwas feierlichen Gesicht am Teetisch niedergelassen. Die Gespräche verstummten, wir alle folgten seinem

Beispiel, und in unsern Gesichtern spiegelte sich die Empfindung des Unbehagens, die irgendwelchen Ansprachen vorauszugehen pflegt. Christine goß Tee-Essenz und dampfendes Wasser in die Tassen, bot Zucker und Kuchen an. Man beantwortete ihre kleinen Fragen mit einem: „Danke, Christine“ oder man sagte „Bitte, ja“ oder „Danke, nein.“ Allmählich war alles im Zimmer verstummt. Erwin Gast starrte in seinen Tee, die Augenbrauen gewaltig hochgezogen; sein ganzer Organismus schien mit Widerständen gegen die Situation geladen zu sein, aber er unterbrach die Stille nicht mit irgendeinem Wort im Stil des Abbé Galiani, wie er es sonst getan hätte, denn Christine war zugegen und in ihrer Gegenwart pflegte er schweigsam zu sein. Gerhart Herfurth blickte dem Doktor mit Liebe ins Gesicht und mit Ehrerbietung wartete er auf das erste Wort aus seinem Mund. Mit einem ähnlichen Ausdruck der Liebe, nur unruhiger als Herfurth, studierte Schärtlin in den Zügen des Doktors, zog einen Bleistift aus der Tasche und begann das Profil auf die leinene Tischdecke zu zeichnen. Tobby Stafford hatte die Augen betreten gesenkt, er schien vor dem Ausbruch eines Lachanfalls zu stehen, als er, zur

Seite ſchielend, den hochgetürmten Kuchenteller ſeines Nachbarn, Bruno Schumachers, gewahrte. Cyril, der zu Schumachers Rechten ſaß, beluſtigte ſich damit, den Teller ſeines Nachbarn nach der lüſternen Art eines alten Herrn aus der ‚Vie Pariſienne‘ zu muſtern, das eine Auge zyniſch zur Seite verdreht, das andere mit hundert Fältchen zuſammengekniffen, wobei die Ohren der Karikatur, die er entwarf, fauniſch zugeſpitzt wirkten. Chriſtine blickte unbefangen, heiter und aufmerkſam um ſich.

Der Hunger und der Durſt waren faſt geſtillt, als der Doktor zu ſprechen begann.

„Es iſt eine ſchwere Stunde für mich, in der ich von euch Abſchied nehme. Als ihr neun oder zehn Jahre alt wart, ſeid ihr zu mir gekommen, da hatte ich dieſen kleinen pädagogiſchen Staat gegründet. Ihr habt gearbeitet an meinem Werk wie die erſten Koloniſatoren an dem Aufbau eines Staates, und nun werden die Patres den alten König verlaſſen.“

Der Doktor ſah mit geſenkten Lidern vor ſich nieder, die Hände ineinandergefaltet, als er zu ſprechen fortfuhr:

„Wie Luther könnte ich von mir ſagen: Ich bin

eines Bergmanns Sohn geweſen, wie auch mein Vater eines Bergmanns Sohn war. Auch ich fand wie Luther einen Gönner, der ſchickte mich aufs Gymnaſium, wo ich viel erlitten habe, und ſpäter auf die Univerſität. Als junger Student bekam ich ein Stipendium zu einer Reiſe nach Amerika. Dort habe ich einige Monate ein neues Erziehungsſyſtem ſtudiert. Später war ich in demſelben Inſtitut, an der Küſte des Atlantiſchen Ozeans, der deutſche Lehrer für die amerikaniſchen Knaben, und in dieſen Jahren habe ich mein Herz mit gewiſſen Idealen erfüllt. Ich ſah unſere Jugend in den großen Städten faſt verderben unter einem Schuljoch und manche auch unter dem Joch der Eltern. Ich überredete einige Eltern, mir ihre Kinder anzuvertrauen. Ich machte zur Bedingung, daß ich ſie ohne Unterbrechung zwei Jahre lang behalten könnte, nicht einmal während der Ferien, ihr erinnert euch, durftet ihr damals in die Heimat zurück! Ich wollte nicht, daß während der Vakanz alles zunichte gemacht ſein würde, was inzwiſchen vielleicht erreicht worden wäre. Handelte es ſich doch hauptſächlich darum, euch Kinder der fluchbeladenen Atmoſphäre unſers neuen Bürgertums zu entziehen, das dem Geld, der geſellſchaftlichen

Auszeichnung und einer trüb fließenden Sinnlichkeit huldigte. Was wir erstrebten, das rufe ich euch heute nicht mehr ins Gedächtnis zurück, denn wißt ihr es heute nicht, so werdet ihr es nie wissen. Über unsrer Tür steht der Spruch: Mens sana in corpore sano! Mit Rührung denke ich daran, wie ihr mir in den ersten Jahren hier auf dem Lande gefolgt seid, wie ihr die ersten unbeholfenen Schreibtische und Bänke selber zimmertet, die ersten Türschwellen legtet, die ersten Schollen umgrubet, die ersten Rosensträucher setztet, den ersten Acker pflügtet! Wie ihr zum erstenmal am Sonntagmorgen auf unsern kleinen Hügeln beten und singen lerntet, wie begierig ihr alle in den Unterrichtsstunden auf das horchtet, was meine Kameraden und ich euch vorgetragen haben. Ich sehe mich um, ich sehe in eure Gesichter, die nun fast die Gesichter von Männern geworden sind — und nur dein schönes Gesicht, Christine, ist Trost, das in herber Holdheit und fast mütterlicher Reife mir entgegenleuchtet. Meine Kinder, in dieser Abschiedsstunde will ich euch bekennen, daß mein Werk vergeblich gewesen ist."

Der Doktor preßte die Hände enger zusammen. Verzweiflung malte sich auf seinem Gesicht, das,

wie am Abend auf dem Hügel, krank und elend erschien.

Am Tisch war eine Unruhe entstanden. Mit Ausnahme von Erwin Gast wollten alle gegen die letzten Worte des Doktors zärtlichen Einspruch erheben, aber sonderbarerweise war niemand von ihnen fähig, dies zu tun, denn es war, als fühlten sie alle im Grunde ihrer Seele den Eishauch der Wahrheit, der sie getroffen hatte. Gerade Erwin aber war es, der ein Wort der Höflichkeit fand. Er räusperte sich und sagte:

„Sollten Sie uns da nicht zu skeptisch beurteilen, Herr Doktor?"

„Nein, Erwin," erwiderte der Doktor ohne ein Lächeln, „da beurteile ich euch nicht zu skeptisch. Glaube mir und laß uns heute nicht diskutieren. Nicht ihr seid es, die hier zur Beurteilung steht, sondern das Leben selbst ist es, dieses Leben, das jetzt von euch Besitz ergreifen wird. Denn — laßt mich von Christine hierbei absehen — ich bemerke es in euren Mienen, wie ihr nur auf dieses Leben der großen Städte, der Abenteuer, des Gelderwerbs, der Sinnenlust wartet, wie gierig es sich eurer bemächtigen wird. Nun sehe ich ihm ins Auge, dem Feind, der in meinem Kampf mit ihm

gewachſen iſt und täglich ein wenig von meinem Blute trank. Heute ſehe ich ihm ruhig ins Auge, mit dem Ernſt, mit dem der weiſe Menſch dem Tod ins Auge ſieht, dem Überwinder. Lebt wohl und gute Nacht! Wir müſſen jetzt ſchlafen gehen, denn wir müſſen morgen früh am Werk ſein, zu unſern Reiſen. Lebt wohl!“

Der Doktor war aufgeſtanden. Chriſtine, die ihm am nächſten ſtand, verneigte ſich tief, mit einer faſt unerbittlichen Entſchloſſenheit, über ſeiner Hand und küßte ſie. Der Doktor ergriff ihr Haupt mit den Händen und wollte ihre Stirn küſſen, aber Chriſtine bog mit derſelben unerbittlichen und faſt ſybillenhaften Entſchloſſenheit den Kopf zurück, ſo daß der Doktor nun ihre Lippen berührte. Darauf gab ein jeder von uns Jungen dem Doktor die Hand, und faſt ein jeder ſchien mit dem Händedruck einen Troſt ſpenden oder ein Gelöbnis ablegen zu wollen. Erwin Gaſt aber betrachtete ſeinen Lehrer mit dem mitleidsvollen Ernſt eines Arztes, deſſen Blick dem Patienten zugeſteht: Sie haben recht. Es iſt hoffnungslos. Moribundus!

Alle waren gegangen.

Ich ſtand dem Doktor gegenüber.

„Heinrich, laß mich heute nacht bei dir bleiben!“

Bald lagen wir im dunkeln Zimmer, am geöffneten Fenster, unter vielen Sternen.

Schon war ich eingeschlafen, als die Ekstase mich noch einmal in die Höhe riß:

„Ich schwöre dir, ich will immer im Geiste deines Werkes leben!“

Der Doktor streichelte mein Gesicht. Er lächelte durch das Dunkel hin:

„Schlafe, mein Kind. Es ist spät geworden.“

8

Spät in der Nacht kehrte ich in mein Zimmer zurück, wo ich bis zum Morgen auf meinem Ruhebett unter dem Fenster schlief.

Früh weckte mich der Klang eines Waldhorns. Ich sah hinunter. Dort fuhr die Mailcoach mit denen, die während der Ferien zu ihren Angehörigen heimkehrten, aus dem Gutshof, und neben dem kutschierenden Knaben saß ein anderer, der auf dem Horn die Wandermelodie unsers Schulgutes blies, diese drei morgendlich frohen, triumphierenden Takte. Rings um die Mailcoach aber schwirrten die feinen, in den Morgenstrahlen silbernen Gnomenfiguren der radfahrenden Rompilger, in deren zartes Glockenspiel sich die Musik

des Waldhorns mischte. Zum Abschied ließen die Romfahrer jetzt ihre Glöckchen erklingen. Als die Mailcoach donnernd über die Flußbrücke fuhr und im Wäldchen einige Zeit untertauchte, war auch die Musik verstummt, bis der fröhliche Zug auf den Serpentinen der jenseitigen Hügel wieder sichtbar wurde. Ferner und ferner verklang die Melodie, der Wagen erschien bald winzig klein wie eine niedliche Spielerei aus Kork, und die Musik zart und dünn wie Musik von Kobolden. Zwischen den eben jetzt aufglänzenden Birkenstämmen sah ich noch hier und dort ein Staubwölkchen sich erheben, dann waren die Rompilger meinem Blick entschwunden.

Als ich mich umdrehte, fand ich auf meinem Tisch einen Zettel. Ich las: „Ich bin schon früh um fünf Uhr aufgebrochen, um noch den Vormittagszug in Friedrichsaue zu erreichen. Mich treibt es sehr hinaus. Leb wohl, geliebter Junge. Erwin."

Nun entsann ich mich auch, gegen Morgen Erwins Gestalt in meinem Zimmer gesehen zu haben. Wir hatten einige Worte gewechselt, die ich vergessen hatte wie die Worte eines Traumes.

Ich kleidete mich schnell aufs notdürftigste an,

um mein Morgenbad und meine Morgenwaſchung im Fluß vorzunehmen. Die Sandalen band ich um meine Füße und ich rannte quer über die Wieſen, die noch feucht waren von der jüngſt geſchmolzenen Schneedecke des Winters. Die verdunſtende Feuchtigkeit, die über dem Boden lagerte, erquickte meine Füße und bedeckte ſie mit kleinen Schaumperlen.

Auf dem Gutshof fand ich Schärtlins mit amerikaniſchen Schrankkoffern beladenes Automobil.

„Was?“ ſchrie Ulrich, der die Riemen einer Packtaſche mit Athletenkraft zuſammenſchnürte und dazwiſchen ſiebenmal etwas an der Maſchine ordnete. „Du nimmſt nur einen Schwammbeutel und ein Handtuch auf die Weltreiſe mit?“

Ich antwortete nicht. Ich reichte Schärtlin die Hand und drückte ſie feſt. Ich vermochte kein Wort zu ſprechen. Da war auch Ulrichs Hofmeiſter, ein alter, vergnügt ausſehender Herr mit glattraſierten roſigen Bäckchen und mit Augen, die vor Lebensluſt und Frühmorgensfröhlichkeit funkelten. Er rieb ſich die Hände und er rief mir zu:

„Kommen Sie mit, getroſt hereinmarſchiert! Wir haben Platz genug für die ganze Menſchheit!“

Ich schüttelte nur verneinend den Kopf und blickte verlegen vor mich hin. Wie ich die Augen aufschlug, stand Christine vor mir, im Pelz, die Autokappe wie ein römischer Stahlhelm auf dem Haar, das Gesicht verdeckt von einem staubgrauen Schleier.

„Wann?“ fragte sie leise.

„In acht Tagen,“ antwortete ich ebenso.

Wir gaben uns die Hände. Christine bestieg das Automobil. Ich haßte in diesem Augenblick den Schleier, der mir Christines Gesicht verdeckte — dieses einzige Gesicht der Welt.

Schärtlin begann jetzt einen Ringkampf mit mir.

„Mensch! In den Dschungeln gibt es gestreifte Katzen, die man von den Sonnenringeln auf den Lianen nicht unterscheiden kann. Mensch! Auf Bali sind die schönsten Mädchen der Erdoberfläche, Christine ausgenommen! Mensch! Du siehst die Sadajako in Tokio und in der japanischen Inland-Sea richtest du dir den Kormoran zum Fischfang ab — wie lange sollen wir eigentlich noch auf dich hier warten?“

Mit einem Satz sprang er neben Christine in den Wagen. „Ach — sind das schwerfällige Menschen hierzulande!“ brüllte er. „Weil sie gerade

kein Hemd zur Hand haben, lassen sie einen allein nach China fahren!"

Christine hatte den Schleier zurückgeschlagen und betrachtete, ohne Aufmerksamkeit für uns, den Himmel und die gegenüberliegenden Höhen. Ein kleines Lächeln lag in ihren Mundwinkeln, doch plötzlich war es nur noch ein banges Erzittern.

‚Was geschieht?' fragte ich mich erschrocken.

Da sah ich am gegenüberliegenden Scheunentor Dagmar stehen — Dagmar mit einem Ausdruck des Hohnes und des Triumphes, den Blick auf Christine und auf mich gerichtet, in der Hand die leere Wasserkanne. Mir war, als seien wir alle im Dreieck dieser Blicke wie in eine Zauberformel gebannt, verwandelt und erstarrt.

Doch der Führer des Wagens hatte den Motor angekurbelt, mit leichtem Schwung setzte der Wagen zu seiner Reise an. Während der vergnügte alte Herr seine Kappe lüftete und mir Grüße zuwinkte, wandte Christine sich um, ihr Blick war eine große Warnung. Ulrich stand auf, schrie ein gräßliches Schimpfwort, das ich nicht recht verstand, in die Luft, dann bog das Automobil um die Ecke des Gutshauses.

Ich sah noch einmal zu Dagmar hinüber. Ich

fühlte einen Haß gegen sie, der meine Knie schwach und meine Arme wehrlos machte. Sie aber jagte jetzt zum Fluß hinab. Ihr Kattunrock entblößte die nackten schmalen Schenkel.

Ich folgte ihr nicht. Stromabwärts, weit entfernt von der Stelle, wo Dagmar Wasser schöpfte, sprang ich in den kühlen Fluß. Doch der Gedanke, daß Dagmar ihre Hand dort oben in dieses meinen Körper jetzt umströmende Wasser getaucht hatte, ließ mich in Widerwillen erschauern, hob mich aus dem Fluß in das reinere Element des Ufergrüns.

An diesem Vormittag schüttelte ich vielen Kameraden die Hand, plauderte mit ihnen und half ihnen bei ihren verschiedenen Reisevorbereitungen. Tobby verabschiedete sich, der eine mehrtägige Fußwanderung durch das Gebirge mit einigen Knaben und Mädchen, unter ihnen Angelina, zu machen beabsichtigte, eine Stunde danach auch Prinz Gerhart Herfurth — nicht sehr fröhlich, wie es mir schien, sondern mit einem dunklen Blick der Trauer auf unser Haus. Später sah ich Dagmar in Begleitung mehrerer Schülerinnen im Wagen vorüberfahren — Gott mochte wissen, wo sie ihre Ferien verbrachte! Ihre Mutter, die sich wieder

verheiratet hatte, bekümmerte sich nicht um die Tochter.

Gegen Mittag war es einsam auf unserm Gut geworden, so still, wie sonst nur in den Nächten. Im Haupthause scheuerten die Dienstmädchen die Treppen und Fußböden, öffneten in allen Zimmern die Fenster, breiteten in der Sonne die Matratzen und die Teppiche aus. Riesige Berge von Wäsche wurden unter der Aufsicht der Wirtschaftsdame vor dem Haus aufgetürmt, während von oben der Gesang eines Mädchens ertönte, das im Zimmer des Doktors die Fenster reinigte. Ich sah hinauf, unsere Blicke begegneten sich, worauf der Gesang stärker wurde und ein nicht deutbares Lächeln auf die Lippen des Mädchens trat.

Ich nahm meine Mahlzeit auf dem Zimmer ein, schrieb dann einen Dankesbrief an meine Mutter, langweilte mich ein wenig, mit einer süßen, eigenwilligen Trauer im Herzen, legte mich schließlich nieder und schlief ein. Es war bereits Abend geworden, als ich vor mein Haus trat und zu meiner Überraschung Bruno Schumacher gewahrte, der nichts tat als mit einem sonderbar entgeisterten Gesichtsausdruck in die Luft zu starren.

„Du gehst nicht nach Hause?“ fragte ich und ich

vermochte nur schwer meine Unfreundlichkeit zu verbergen.

„Man hat kein Zuhause," antwortete Schumacher starr.

„Hast du keine Mutter mehr, Schumacher?"

„Doch. Und sieben Geschwister dazu, wenn's dem Herren genügt."

„Warum sagst du: dem Herren? Bin ich damit gemeint?"

„Jawohl. Sie werden sich doch wohl jetzt nicht mehr mit mir duzen wollen, nachdem wir keine Kameraden mehr sind."

„Habe ich dir je Anlaß zu einer derartig häßlichen Bemerkung gegeben?"

„Alle haben mir Anlaß zu einer derartig häßlichen Bemerkung gegeben."

„Es tut mir leid, daß du mit uns nicht zufrieden warst," antwortete ich und ich ging hinunter in den Gutshof.

Ich trat beim Schmied ein, der gerade im Begriff war, Feierabend zu machen. Ich übergab ihm einen Weidenstock, den ich mir heute morgen nach dem Bad geschnitten hatte, und ich bat ihn, mir um das Ende des Stockes einen eisernen Bolzen zu schlagen, denn es sollte ein Wanderstecken wer-

den. Im Hof blieb ich vor der Mailcoach stehen, deren Deichseln in die Luft ragten, deren Räder mit rötlichem Lehm der Landstraße bedeckt waren. Ich streichelte die bestäubte gelbe Lackierung und das kleine blaue Wappen unsers Schulgutes, das eine feine Hand gemalt hatte, ich öffnete eine der Türen und schlug sie, wie ich drinnen die Leere gewahrte, schaudernd wieder zu. Der Kutscher schloß mittlerweile den Gartenschlauch an den Wasserhahn, rief eine Warnung und begann den Wagen mit dem Wasserstrahl zu reinigen.

Zwei Stunden lang trieb ich mich am Fluß herum, warf Steine in die klare Flut, beobachtete einen jungen Hecht, starrte von den Brücken aus in das Wasser und suchte mit Vorliebe solche Plätze, die in mir irgendeine bestimmte Beziehung zu Christine wachriefen. Auf dem jenseitigen Ufer, am Rande eines gepflügten Ackers, ließ ich mich auf einem Weidenstumpf nieder, in dem der Wind pfiff. Als ich aber bemerkte, daß mir gegenüber diejenige Stelle war, von der aus Dagmar heute morgen Wasser geschöpft hatte, stand ich auf und ging stromaufwärts weiter.

Nachdem ich die Abendmahlzeit eingenommen hatte, legte ich mich an mein Fenster, schob die

Lampe neben mich und las bis spät in die Nacht hinein in einem schönen illustrierten naturwissenschaftlichen Werk. Zuweilen beobachtete ich, wie die Nachtschwalben und Fledermäuse vor dem Fenster meiner Lampe nahe kamen. Sobald ich jedoch den Kopf erhob, flatterten sie ängstlich in das weiche Dunkel zurück.

So trieb ich es sechs Tage und am siebenten frühmorgens stand ich gerüstet zu meiner Wanderschaft, nachdem ich Abschied genommen hatte von allen Plätzen meiner Jugend. Wie ich vor das Haus trat, fand ich Schumacher, auch ihn gerüstet zu seiner Fahrt.

„Welchen Weg nimmst du?“ fragte ich ihn.

„Nach Spielmannsfelde. — Und Sie?“

„Durch das Flußtal auf Maiblum zu. — Leb wohl, Schumacher!“

Schumacher reichte mir mit abgewandtem Gesicht die Hand und machte sich dabei kniend mit seinem Ranzen zu schaffen.

„Du solltest mit mir kommen,“ sagte er.

„Mit dir kommen?“ fragte ich erstaunt. „Nach Spielmannsfelde? Mein Weg geht aber doch südwärts!“

„Meiner nordwärts, Mensch — geradewegs

in die Winterkälte, in die Armut und Arbeit hinein!“

Ich wanderte zum Fluß hinunter. Ich lachte hell.

‚In die Armut und Arbeit sollte ich ihn begleiten? Was für ein Gedanke!‘

Ich begann im Takt meiner Wanderschritte zu singen. Es war die Melodie, die der Knabe frühmorgens in sein Waldhorn geblasen hatte, diese kleine, morgendlich frohe, triumphierende Melodie, die mich auf allen Wanderungen meiner Jugend begleitet hat.

Blanche

1

Vogelſcharen, die an den morgenfriſchen Gipfeln der Wälder ſtreiften, bezeichneten mir meinen Weg in die Ferne. Ich folgte der läſſig bunten Ordnung ihres Fluges, der ſie noch einige Himmelsſtrecken weiter zu führen ſchien, bis ſie die Gelände ihres neuen Sommers erreicht hätten. Während ich, die Füße im Staub der erſten Landſtraße, den Flügelwanderern hoch über mir mit den Blicken folgte, bis die ſanft grüne Ferne ſie verzehrte, ſtreiften meine Wünſche ſchon an die Bergesgipfel, zu denen ich am Ende meiner Reiſe gelangen ſollte.

So trat ich im erſten Dorf, in Maiblum, in die kleine Poſtanſtalt und gab ein Telegramm an Chriſtine auf. Es waren die Strophen eines Goetheſchen Gedichtes und ſie lauteten:

In tauſend Formen magſt du dich verſtecken,
Doch, Allerliebſte, gleich erkenn' ich dich.
Du magſt mit Zauberſchleiern dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich.

An der Zypresse reinstem jungen Streben,
Allschöngewachsne, gleich erkenn' ich dich,
In den Kanales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,
Allspielende, wie froh erkenn' ich dich.
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannigfaltige, dort kenn' ich dich.

An des geblümten Schleiers Wiesenteppich,
Allbuntbesternte, schön erkenn' ich dich.
Und greift umher ein tausendarm'ger Eppich,
O Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich.
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,
Allherzerweiternde, dann atm' ich dich.

Was ich mit äußrem Sinn, mit innrem kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich.
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Frau Schurig, eine sehr dicke Frau, nahm mir das Telegramm aus den Händen. Umständlich holte sie eine Brille aus dem Schrank, reinigte die Gläser mit der Schürze und bewaffnete ihre

Augen, nachdem sie mir zuvor drohende Blicke zugeworfen hatte.

„Das ist ein Brief?“ fragte sie, nachdem sie eine Weile studiert hatte.

„Nein, das ist ein Telegramm.“

Einige Minuten vergingen, dann gab sie mir das Papier beleidigt zurück.

„Das ist kein Telegramm,“ erklärte sie verächtlich und stolz. „Das ist ein Gedicht.“

„Schön, Frau Schurig. Das Gedicht da soll telegraphiert werden.“

Ein finsterer Blick, und abermals begann das Studium.

Ich ging inzwischen vergnügt pfeifend im Schalterraum auf und ab, mit dem Silbergeld in meiner Tasche eine noch schönere Musik vollführend.

„Was heißt das hier?“ fragte Frau Schurig.

Ich beugte mich seitwärts zu ihr hin.

„Allbuntbesternte,“ sagte ich, pfiff und klingelte mit dem Gelde.

Eine Viertelstunde war vergangen, da erklärte die Post:

„So etwas kann man nicht telegraphieren!“

„Warum denn nicht?“

Es kam keine Antwort. Nach geraumer Zeit ein Seitenblick und ein Knurren:

„Den schönen sauren Schweiß Ihres Herrn Vaters so durch die Gurgel zu jagen!“

„Was kostet es denn?“

Ich war doch etwas bange geworden.

Nach zehn Minuten kam die feierliche Antwort:

„Dieses Telegramm kostet sieben Mark und sechzig Pfennige.“

„Schön, schön!“ rief ich vergnügt und ich legte das Geld auf den Tisch.

Während ich das Geld auf das Brett aufzählte, sah die Post mir gerade mitten in die Augen. Ich hatte das Gefühl, sie werde mir mit ihrem Blick das Nasenbein zerbrechen.

„Allerhand lernen die Herren — allerhand. Fremde Sprachen und die Bibel auf hebräisch lesen — aber deutlich und vernünftig schreiben, das lernen die Herren nicht.“

Ich begann zu lachen. „Nein, Frau Schurig, das lernen sie nicht. Dazu bleibt keine Zeit.“

Auch die Post lachte jetzt, denn sie war gutmütig, wie eben königliche Behörden sind. Sie legte die Hände auf den Bauch und lachte, daß

die Brille auf der Stirn hüpfte. Da ſtanden wir beide und ſahen uns in die Augen und vollführten ein ziemlich blödſinniges Gelächter.

„Leben Sie wohl, Frau Schurig! Leben Sie wohl!“

Wir ſchüttelten uns die Hände mit großem Abſchiednehmen und Verſöhnung. Die Poſt begleitete mich bis zur Tür. Sie ſchrie:

„Keine Bange, das Telegramm wird beſorgt! Heute gegen Abend werde ich wohl Zeit dafür haben!... Da kommt es gleich fort!“

Ich war etwas betroffen, dann ſchwenkte ich den Hut.

„Danke ſehr! Leben Sie wohl!“

Gegen Mittag hatte ich die Ausläufer des Gebirges, an deſſen Abhang unſer Schulgut gelegen war, ſchon einige Stunden zurückgelaſſen und war in die Ebene gelangt. Hier wehten andere Winde, und eine ſpätere Jahreszeit ſchien zu walten. Der Staub der Straßen war trockener und heller, die Waldränder waren köſtlicher beblümt, die Laubblätter voller entfaltet, und die Fruchtbäume ſchon ſchüchtern blühend. An die niedrige Buchenhecke eines Gartens gelehnt, in Geſellſchaft eines Blaumeiſenpaares, das lange Zeit auf ſeinen zierlichen

Füßen, ohne je aufzufliegen, die Landstraße und die benachbarte Weide durchquerte, über mir ein Himmel, der, großer künftiger Dinge voll, die Erdenfläche umwölbte, so von der Natur auf nicht schmerzliche Ahnungen wie auf ihre gelindesten Kissen gebettet, blieb ich lange Zeit unbeweglich, um nichts zu tun als zu atmen, zu schauen, kaum zu denken. Während ich eine Biene über den Blumen schaukeln sah, deren Stengel meine Hand lässig umfaßt hielt, erinnerte ich mich des bienenfarbenen Schimmers, der im Sonnenlicht über Christines Haar lag. Doch als das Insekt jetzt, erschreckt von meiner Hand, ohne die honigsüßen Kelche berührt zu haben, unbegreiflich schnell entschwebte, wurde mir so eigentümlich schicksalsbang, denn ich erinnerte mich auch der dunkleren Schattengänge unter der bienengoldenen Hülle dieses Haares.

Nach einer zweitägigen Wanderung durch das Tiefland bestieg ich die Eisenbahn, die mich abermals ins Gebirge führte. Während ich, auf dem Korb eines Bauern sitzend, zum Fenster hinaussah, bemerkte ich, daß ich noch einmal den Frühling verlassen mußte. An unzähligen Dörfern und Haltepunkten machte der Zug Station, und an

jeder wurden leere Milchgefäße und Güter allerlei Art in den Frachtwagen verladen. Menschen der verschiedenen dörfischen Gemeinden stiegen in die geräumigen Gelasse ein, erkannten sich, begrüßten sich, sprachen, sangen miteinander und trennten sich.

Um Mitternacht lag ich in dem geheizten Stationsraum einer kleinen Gebirgsstadt und schlief dort auf der Bank bis gegen fünf Uhr früh. Später bestieg ich den Lokalzug, dessen Maschine keuchend den Gebirgspfad erklomm. Noch lag die Dunkelheit tief unter den Rädern unserer Wagen in den Tälern und über dem Fluß, der sich vom Zustrom der senkrecht einmündenden Bäche und Wasserfälle sättigte, aber die Gipfel der Felsen waren mittagshell, die Gefieder der Raubvögel, die sie umkreisten, waren im starr ruhenden Licht das Bewegte, während sie ihre dahingleitenden Schatten auf die Felswände warfen, und immer neue Bergesgipfel gesellten sich zu der hocherlauchten Versammlung der früher entzündeten und erglühten. Zuweilen saßen wir minutenlang im Dunkel des Tunnels, aber der eine unter ihnen, der längste, hatte uns im Gewölbe des Berges so hoch emporgeschraubt, daß wir plötzlich aus seiner

Finsternis hinaus in grelles Morgenlicht tauchten. Da war auch die Station, zu der ich gelangen mußte.

Am Ausgang des kiesbestreuten kleinen Bahnsteigs erhob sich eine Hand, die winkte. Ich trat Christine entgegen.

„Danke, daß ich kommen durfte," sagte ich.

2

Wir bestiegen den Jagdwagen und fuhren die von geschmolzenem Schnee leicht berieselte Bergstraße hinauf. Veilchenbüsche und Sumpfdotterblumen standen zwischen den feuchten Steinen, in der aufgelockerten Erde des schattigen Wegrandes. Über sie hinweg strömte Wasser, das für seinen Weg kein Bett gefunden hatte.

Mittlerweile war die Sonne über der Flußniederung in den dunstigen Luftschichten erwärmend geworden und hatte sie zu sich emporgezogen. Am Himmel hatte sich die Erdfeuchtigkeit in einer schmalen, wellenförmigen Wolke zusammengeballt, die stromabwärts mit dem Fluß dahinzog, als sei sie nun ein Spiegelbild seines Wesens am Himmel geworden und durch magische Einwirkung mit seiner Gestalt und seinem Gang

verknüpft. Der Kutscher, in seiner jägergrünen Livree, war vom Bock gestiegen und ging, die Zügel in den Händen, neben den Pferden her, die zuweilen bei den Wegesbiegungen vor dem Abgrund und dem tief unten schäumenden Fluß erbebten.

Ich lehnte mich in die Ecke des Wagens zurück und betrachtete Christine, die mit einem sanften Lächeln und mit einem sanften Blick des Frohseins das Auge auf die Rücken der Pferde, das Gesicht gegen den Wind richtete und ihr braunes Haar im Lufthauch wehen ließ. Mit ihrem kleinen Lächeln in den Mundwinkeln erlaubte sie es, daß ich aus großer Nähe sie betrachtete. Schließlich wandte sie mir ihr Gesicht zu.

„Du schaust viel und du sprichst wenig."

„Danke, daß ich kommen durfte."

„Das hast du schon einmal gesagt."

„Ich werde es noch oft sagen."

„Das wird langweilig sein."

Christine legte ihre Hand über das Plaid, das unsere Knie bedeckte, auf meine Hand, gewichtslos, ohne sie zu drücken, fast ohne sie zu berühren. Mit einer atemlosen Beklemmung zwang ich den Blutlauf meines Armes in einer schmerzhaften

Anstrengung der Muskeln zum Stocken: kein Pulsschlag sollte die leidenschaftliche Zustimmung zu Christines Liebkosung unterbrechen.

„Du Armer mußt noch einmal in den Winter zurück," sagte Christine, als wir an einer Biegung der Straße eine Matte antrafen, deren nordwärts gelegene Hänge mit hartem, erdigem Schnee bedeckt waren. „Ist es dir leid?"

„Mit dir, Christine, bliebe ich gern mein Lebtag auf einer Eisscholle der arktischen Meere."

Christine lachte.

„Erinnerst du dich, wie wir im ersten Jahr unsrer Bekanntschaft Tag für Tag in den Wald gingen und Nansen lasen ‚Durch Nacht und Eis'?"

„Ja! Und wie wir um seinen Schlitten und seinen Kajak bangten!"

„Und uns ausmalten, wie Seehundstran und Bärenfleisch schmecken mögen?"

„Dann aber kamen so rätselhafte Jahre, Christine —"

„Ja, wir sprachen kein Wort mehr miteinander —"

„Wir hatten uns nicht veruneinigt, kein böses Wort war gefallen, dennoch sprachen wir fast drei

Jahre lang kein Wort mehr miteinander, kein gutes und kein schlimmes —"

„Doch! Einmal, Sonnabends, vor dem Schlafengehen, begegneten wir uns auf der Treppe —"

„Ich hatte nachts im Teich gebadet — ich war so glücklich und so elend — die Frösche im Teich machten eine Musik, die aufwühlend war — alles war voll von dir, Christine — da begegneten wir uns auf der Treppe —"

Christine zog die Hand von meiner Hand fort.

„Ja, da berührtest du mit deinem Mund meine Hand —"

„Deine Fingerspitzen, die auf dem Treppengeländer lagen."

„Und am nächsten Tag?"

„Am nächsten Tag begann aufs neue dieses Aneinander-Vorbeigehen."

„Dein zorniges Gesicht —"

„Dein schicksalhaft ernstes, dein tragisch holdes ... Warum mußten wir uns so quälen? Ja, Christine, was für eine furchtbare Macht hielt mich an, dich so zu meiden? Bis ich endlich, endlich in Friedrichsaue, einen Tag vor der mündlichen Prüfung, die Sprache wiedergefunden hatte?"

„Denke dir, Walther, ich hatte während dieser ganzen Jahre häufig einen Traum. Du lieferteſt mich irgendwelchen Menſchen aus, die mich haßten, und du demütigteſt mich vor ihnen.“

„Was für Menſchen waren denn das, Chriſtine?“

„Dagmar zum Beiſpiel. Erinnerſt du dich an den Blick, den ſie uns zuwarf, als wir neulich Abſchied von einander nahmen? Als das Automobil noch keine Stunde lang gefahren war, da hatte ich wachend meinen Traum: ich glaubte, du habeſt mich in dieſer Stunde ſchon verraten.“

Ich flüſterte:

„Oh, Chriſtine, in dieſer Stunde ekelte es mich vor dem Fluß, weil Dagmar ihre Hand in ihn getaucht hatte.“

Wir ſchwiegen.

Ein kühler Wind wehte von den Schneebergen zu uns her.

„Dort liegt unſer Haus,“ ſagte Chriſtine. „Dort wohnt Vater, den ich liebe. Und dort wohnt Blanche, die mich nicht liebt.“

„Blanche, die dich nicht liebt?“ wiederholte ich erſchrocken.

„Haſt du das nicht bemerkt? Ich erwecke oft Gefühle des Haſſes, zumal bei Frauen und

Mädchen. Warum sollte meine Schwester nicht unter ihnen sein?“

Ich schwieg bedrückt.

Das Haus lag über kaum begrünter Wiese auf einem baumfreien Platz, den Widerschein der silbergrauen, noch winterlichen Matten des rückwärts aufsteigenden Berges in seinem Dach, von der Sonne des Hochgebirges sehr durchleuchtet, mit schräg abfallenden violetten Schatten.

Es war das letzte Haus des unten im verbreiterten Flußtal gelegenen Dorfes, von dem es durch einen steil aufsteigenden Tannenforst und durch seine großen, nicht umzäunten Wiesen getrennt war.

3

Baron Steinstetten, den ich sogleich in seinem Zimmer aufsuchte, hatte bald nach Blanches Geburt seine Frau verloren. Nun pflegte er nur noch selten dieses Arbeitszimmer zu verlassen, das von Bildern und Gegenständen des Gedächtnisses an die Tote erfüllt war. Hier arbeitete er an einem geologischen Werke. Die Pausen seiner Arbeit waren damit ausgefüllt, daß er fassungslos, die Hände schmerzlich ineinanderpressend, das Zim-

mer durchquerte, Gegenstände zur Hand nahm und sie wieder fortlegte. Da Christine ihrer Mutter mit zunehmendem Alter ähnlich wurde, so hatte er eine leidenschaftliche Liebe zu seiner ältesten Tochter gefaßt. Die jüngste schien ihm nicht soviel zu bedeuten, denn er bewies ihr nur eine etwas matte Höflichkeit. Da er selbstlos war, hatte er Christine in das Schulheim gesandt, dessen Bestrebungen er durch gelegentliche Aufsätze in pädagogischen und Tages-Zeitungen und durch bedeutende materielle Stiftungen unterstützte. Aber die Sehnsucht nach der Tochter war sehr brennend, er pflegte zweimal wöchentlich zu telephonieren, und gelegentlich sandte er ihr mitten in der Schulzeit das Automobil, das Christine über Tag und Nacht hinweg nach Steinstetten entführte.

Der Baron stand von seinem Stuhl auf, als ich in sein Zimmer eintrat. Er hielt die Lider seiner Augen gesenkt und er schien mich, während er sprach, kaum anzusehen.

„Ich habe viel von Ihnen gehört," sagte er. „Sie sind uns allen willkommen."

Ich setzte mich auf den Sessel ihm gegenüber und erwartete mit großer Aufmerksamkeit seine Fragen.

„Sie werden ſtudieren?“

„Ja, Herr Baron.“

„Darf man fragen, welch ein Fach Sie ſich gewählt haben?“

„Die Geologie.“

Steinſtetten ſah mich überraſcht an.

„Davon hat mir Chriſtine nie etwas berichtet.“

„Chriſtine weiß es noch nicht. Ich ſelbſt wußte es noch vor einer Woche nicht.“

„So hatten Sie alſo bisher kein beſonderes Intereſſe für die Geologie?“

„Ich habe mich während der Schulzeit mehr für die humaniſtiſchen Fächer intereſſiert, Herr Baron. Aber nun bin ich mir über etwas Beſtimmtes klar geworden.“

Steinſtetten blickte mir jetzt mit ſeinen eng zuſammenſtehenden grauen Augen, die ein wenig den Ausdruck erſchrockener Vogelaugen hatten, ins Geſicht.

„Bitte erklären Sie ſich doch,“ ſagte er.

„Ich habe die Neigung, mich allzuſehr in der Natur, in der Landſchaft zu verlieren, dort herumzuſtreifen, ohne viel Erſprießliches zu denken oder zu beobachten, oder auf irgendeiner Wieſe

zu liegen, auf dem Rücken, und stundenlang zu träumen —"

Christines Vater lächelte.

„Und —?"

„Nun möchte ich diesem Drang zur Natur ein festes Ziel geben. Ich möchte lernen, die Natur nicht mehr romantisch und lyrisch, sondern einordnend in größere Zusammenhänge zu betrachten. Da habe ich die Geologie gewählt, die eine Naturwissenschaft ist und dennoch voll phantastischer Rückblicke und Ausblicke."

„Ich freue mich, in Ihnen einen Fachgenossen begrüßen zu dürfen," entgegnete Herr von Steinstetten, ohne daß irgendeine Ironie oder die Überhebung des Gelehrten in seinem Tonfall ersichtlich gewesen wäre. „Ich bitte Sie nur, auf die phantastischen Rück- und Ausblicke in der Geologie fürs erste einmal nicht allzu großes Gewicht zu legen. Wissenschaften wie die unsere verlocken zu subjektiver Haltlosigkeit. Um so notwendiger ist es, in ihnen doppelt sachlich zu verfahren. Man kann deshalb in diesen Gebieten nicht technisch genug vorgehen. Ich hoffe, daß es nicht die Lektüre gewisser populärer Schriften war, die Ihre Studienwahl bestimmte — Schriften, in denen beispiels-

weise das tropische Leben am Nordpol in den Interglazialzeiten mit einer Sachkenntnis ausgemalt ist, als habe der Verfasser erst gestern von den Kokosbäumen der arktischen Regionen Abschied genommen."

Ich sah verlegen auf meine Fußspitzen.

„Ich muß gestehen, Herr Baron, daß ich dergleichen gern gelesen habe."

Steinstetten blickte vor sich nieder, ohne zu sprechen. Er schien nachzudenken. Er saß sehr aufrecht auf seinem Stuhl, das vom Schmerz zerwühlte Gesicht seitwärts geneigt, die Augen auf die schmalen und langen, bläulich frierenden Hände gerichtet, die mit einem Ausdruck von Unbeholfenheit und Verzweiflung ineinandergepreßt waren. Ich bemerkte jetzt, wie ungewöhnlich, fast krankhaft schmal die Gestalt Steinstettens war, wie eng die Brust, wie zusammengedrängt das bronzefarbene Gesicht mit den eingehämmerten Schläfen und der gebogenen hökerigen Nase. Auch konnte ich jetzt beobachten, wie das linke Auge durch eine Lähmung des Lides als gesenkt erschien.

„Ich möchte Sie bitten, längere Zeit mein Gast zu sein. Wir sind sehr einsam hier — allzu einsam für meine Töchter. Im Hochgebirge liegt noch

Schnee genug für jeden Wintersport. Ein paar Stunden von unserm Haus entfernt und Sie sind auf dem besten Gelände. Ich bin gern bereit, Sie auf einige geologische Tatsachen aufmerksam zu machen, die dieser Gegend das Gepräge geben."

Steinstetten erhob sich, ein wenig unbeholfen.

„Ich denke, meine Töchter werden Sie erwarten," sagte er und er blickte hilflos zum Fenster hinaus.

Ich bedankte mich, verneigte mich und verließ das Zimmer, im Herzen eine brennende Sympathie für Christines Vater.

4

Während der nächsten Tage begann es zu schneien. Die hohen Räume des Schlosses wurden wieder wie im Winter geheizt, und wir, Christine, Blanche und ich, hielten uns zumeist in den Zimmern auf, lasen uns gegenseitig vor, zerstreuten uns mit Brettspielen, musizierten miteinander oder plauderten über tausenderlei Dinge.

Blanche schien sich in einer unaufhörlichen Angst zu befinden, es könne mir auf Steinstetten nicht gefallen, sie bedauerte zehnmal am Tage das

schlechte Wetter, das ich liebte, und sie suchte mich auf jede Art zu beschäftigen, worüber Christine spöttische Bemerkungen machte. Blanche war größer und schlanker als Christine. Sie hatte tiefschwarzes Haar, eine Stirn, wie aus dem edelsten weißen Gestein gebildet, starke und sehr gewölbte Brauen über den schmalen, langbewimperten braungoldenen Augen und einen immer feuchten, bogenhaft geschwungenen Mund. In diesen ersten Tagen war ihr ganzes Wesen von einer Liebenswürdigkeit erfüllt, die zuweilen den Charakter einer fast exotisch anmutenden Demut hatte. Diese Demut verwirrte mich, da sie mit einem kaum zu ergründenden Spott gemengt war. Wenn jemand zu Blanche sprach, so hörte sie in der angestrengtesten Aufmerksamkeit zu und ihre Antworten gab sie mit der ihr eigentümlichen lässig-insidiösen Höflichkeit, so schnell und so lebhaft, daß sie dem Fragenden kaum das letzte Wort auszusprechen erlaubte.

Beim Brettspiel mit ihr war ich zerstreut, denn ich liebte es, ihre Hände zu betrachten, die eine Erinnerung an Dagmars Hände in mir wachriefen — Erinnerung, die mich zuweilen matt und lustlos machte.

„Warum sehen Sie immer auf meine Hände?"

fragte Blanche und sie sah mir dabei beflissen und interessiert auf die Lippen, mit einem Ausdruck der Neugierde und der Bereitschaft, mich sogleich, nachdem ich geantwortet hätte, mit einer neuen Frage zu unterhalten.

„Ihre Hände sind schön," sagte ich.

„Glauben Sie, daß es Menschen gibt, die ihre eigenen Hände schön finden?"

„Das weiß ich nicht," antwortete ich. „Über derartige Dinge habe ich noch nie nachgedacht."

„Wollen Sie es mir glauben, daß mir meine Hände entsetzlich unsympathisch sind? Ich wache morgens auf, ich blinzele noch und sehe meine Hände auf der Bettdecke — da denke ich: Wie seid ihr langweilig! ihr Fingernägel mit dem seelenlosen Ausdruck, ihr Gelenke, ihr Biegungen und ihr Fältchen!"

„Sie sollten morgens beim Aufwachen lieber darüber nachdenken, warum es Arme und Reiche auf der Welt gibt oder ob Jesus Christus wirklich und buchstäblich Gottes Sohn war!"

Blanche unterbrach mich heftig. „Nun? War er wirklich und buchstäblich Gottes Sohn oder nicht? Antworten Sie schnell!"

„Ich glaube allerdings, daß er wirklich und buch-

stäblich Gottes Sohn war — aber jetzt sind Sie an der Reihe zu spielen."

„Finden Sie es unrecht, daß wir beim Schachspiel von solchen Dingen reden?"

„Sicher ist es nicht passend," entgegnete ich streng.

„Warum ist es nicht passend?" fragte Blanche hurtig. „Meinen Sie, daß es ungünstig für Jesus Christus oder für das Schachspiel ist?"

Ich sah Blanche verwundert an. Sie verdrehte mit demütigem Schielen ihre Augen, die jetzt schief zu den Schläfen hingezogen und falsch wie die Augen eines Fuchses waren.

„Was Sie für sonderbare Scherze machen, Baroneß Blanche! Jetzt will ich Sie einmal etwas fragen. Werden Sie antworten?"

Blanche sah mir, wie es ihre Art war, mit ihren feuchten goldbraunen Augen neugierig und interessiert auf den Mund, wobei sie ein wenig die Lippen öffnete. Sie schien bereit zu sein, die Worte, die ich sprechen würde, mit ihrem Munde nachzuformen, wie ein Kind, das Vorgesagtes auswendig lernen will. Überhaupt war es mir, als brächte sie ihren Mund mit meinem in irgendeinen Zusammenhang, als glitte ihr spähender Blick von einem Fältchen meiner Lippen zum andern.

„Nun? Nun?“ rief sie ungeduldig, und ihre Knie berührten unversehens die meinen.

„Hätten Sie die Frage: ‚Warum sehen Sie immer auf meine Hände?‘ auch gestellt, wenn Christine im Zimmer gewesen wäre?“

„Warten Sie, warten Sie!“ rief Blanche zwitschernd vor Jubel und sie klatschte in die Hände. „Jetzt werde ich Sie etwas fragen! Hätten Sie auch geantwortet: ‚Ihre Hände sind schön‘, wenn Christine im Zimmer gewesen wäre?“

Wir beide fingen an zu lachen, aber ich wurde, während ich noch lachte, von einem wehen Gefühl der Reue erfaßt.

„Spielen Sie! Spielen Sie!“ rief Blanche ungeduldig. „Ich habe längst gezogen!“

„Ich habe längst bereut.“

„Was? — Was haben Sie eben gesagt? Sie haben bereut? Was haben Sie bereut?“

„Ich habe bereut, mit Ihnen über etwas gelacht zu haben, was Christine schmerzen würde.“

Blanche stand auf.

„Verzeihen Sie, wenn ich nicht weiterspiele. Ich habe Kopfschmerzen.“

Sie fügte hinzu:

„Sie haben ohnedies gewonnen! Da, sehen

Sie: Sie brauchen nur noch einen Zug zu tun, und ich wäre matt.“

Sie schob die Schachfiguren mit beiden Händen zusammen und zeigte sie mir.

„Da, sehen Sie her: Ihr ganzes wohlangelegtes Spiel in meinen Händen!“

Ihre rechte Augenbraue, die nervös zuckte, stand bedenklich hoch.

„Warum sehen Sie nicht auf meine Hände?“ fragte Blanche streng, ganz ohne ihre gewöhnliche Demut. „Sie werden jetzt auf meine Hände sehen — hören Sie, Sie werden!“

Ich sah nicht diese Hände, sondern diese Augen, von deren zorniger Strenge ich meinen Blick nicht trennen mochte. Unversehens beugte ich meinen Nacken und legte ich meinen Mund auf diese Hände. Blanche ließ die Steine aus ihren Händen auf das Brett prellen, als sei sie mit der Berührung meines Mundes all ihrer Kräfte beraubt worden.

Sie war blaß geworden, und ich fühlte den Widerschein ihrer Bläße auf meinen Wangen. Als wir die Steine ordnend in den Kasten zurücklegten, zitterten unsere Hände.

‚Was geschieht mit mir?‘ dachte ich, als ich später

allein am Fenster stand. ‚Hat mich nicht ein übermächtiges Bestreben immerfort zu Christine gezogen, und bin ich hierhergekommen, um Blanche zu finden? Und wenn ich Blanche fand, wird es nicht morgen ein anderer Name sein, der mich von Christine fortzieht? Waren es vielleicht nur unausgesprochene, noch nicht erkannte Namen, die mir drei Jahre lang geboten, Christine zu meiden?'

Mein Herz pochte.

‚Bin ich untreu? Bin ich schlecht?'

Christine trat ins Zimmer. Dieses Gesicht, das ich während meiner Knabenzeit gesucht hatte, war mir plötzlich entgöttert. Ich fühlte eine Fremdheit ohnegleichen, als wir beide schweigend nebeneinander am Fenster standen und die Schneeflocken betrachteten. Die Wärme ihres Körpers hatte etwas Animalisches, aber nicht Verlockendes für mich. Sie war ein Menschentier mit einer Blutwärme, deren Ausstrahlung ich nun ohne jede Liebesempfindung verspürte.

„Ich fahre morgen mit dem Automobil in die Stadt, um Einkäufe zu machen," sagte Christine. „Willst du mitkommen oder willst du mit Skiern ins Gebirge?"

Ich zauderte keinen Augenblick.

„Ich gehe ins Gebirge, Chriſtine. Wer weiß, wie lange wir noch Schnee haben werden.“

Chriſtine ſah mich nicht an.

„Du haſt recht,“ ſagte ſie. „Blanche wird dich begleiten.“

5

Frühmorgens ſaß ich im Schlitten und wartete auf Blanche. Die Sonne ging über den ſchneebedeckten Kämmen des Hochgebirges auf und warf über unſern Schlitten funkelndes Licht, das die Augen der Pferde hell machte. Die Hufe der Pferde ſtampften durch den Schnee, der in der Nacht gefroren war. In ihren Spuren ſah man das junge Grün der Wieſen aus der Schneedecke hervorbrechen. Eine Krokusblume lag geknickt unter dem Huf. Ich ſah zu Chriſtines Fenſtern hinauf, die geöffnet, doch mit Vorhängen bedeckt waren. Der zarte Stoff bewegte ſich im Morgenwind, bauſchte ſich, glättete ſich gelaſſen.

Mittlerweile war Blanche vor das Haus getreten und betrachtete prüfend und blinzelnd den Himmel, wobei ſie mir ſchielend einen Seitenblick zuwarf. Die hochbeinige Geſtalt, mit dem Gürteljackett eines Knaben und mit Knickerbockers be-

kleidet, die Hände auf Bubenart in den schrägen Taschen verborgen, das Haar jünglingshaft bis zum Nacken zurückgekämmt — Blanche stand mit einer lässigen und anmutigen Ironie vor dem Portal des Hauses und gewährte einen heiteren, erstaunlichen und bedeutsamen Aspekt der Zweigeschlechtlichkeit.

Ehe ich noch aufstehen konnte, sie zu begrüßen, war sie mit einem Sprung neben mir, bedeckte lachend mit der schönen Hand meinen Mund, der sich anschickte, einen „Guten Morgen" zu stammeln, legte den Zobelpelz an, knöpfte ihn zu, ließ sich mit einem kleinen Jubelschrei zurückfallen, und der Schlitten, mit vielen Glocken klingelnd, fuhr im schnellsten Trab den Berg hinab, ins Dorf hinunter, aufwärts im jenseitigen Tal, während die seidenen schottischen Decken der Pferde wie Segel im Wind und die eitlen Fuchsschwänze über den Glocken wie Trophäen wehten.

Blanche war dann gegen ihre Gewohnheit schweigsam. Wir hatten die Sonne im Gesicht, wir atmeten den Morgendunst der jungen Schneemassen, und unsere Augen ruhten auf den violetten und weißen Tannenwäldern, die im ersten Licht des Tages die Schneelasten ihrer ausgebreiteten

Äste zerstiebend fallen ließen. Ich lehnte mich gegen die Ecke des Schlittens zurück, um Blanches Gesicht so ungestört betrachten zu können, wie ich einige Tage zuvor Christines Gesicht betrachtet hatte. Der ich jetzt im Geiste Gesicht mit Gesicht verglich, ganz deutlich wurde es mir nun bewußt, wie zufällig und flüchtig, aber auch wie gewaltig die Macht war, die mich Blanche lieben ließ. Aus den Zügen in Christines Antlitz jedoch hatten immer Zeitlosigkeit und Notwendigkeit zu mir gesprochen. Während ich Blanche so betrachtete, hatte ich den bitter-süßen Geschmack eines Verrates, der mich schmerzte, auf den Lippen, wie ein Verwundeter Blut seiner eigenen Wunde auf die Lippen nimmt, um den verdurstenden Mund zu befeuchten.

„Christine hat recht behalten," sagte Blanche lächelnd und sie sah mir auf den Mund, der fragen sollte, was gemeint sei.

Ich bemerkte, wie ihre Augen jetzt im Sonnenlicht den hell gewordenen Augen der Tiere glichen. Jede Farbenfaser ihrer Pupille war deutlich geworden und war noch schön im grellsten Lichte.

„Was hat Christine gesagt?" fragte ich.

„Christine hat mich gewarnt: Sie seien auf

Wagenfahrten unerträglich langweilig. — Nun? Werden Sie mir widersprechen?“

Ich legte meine Hand auf Blanches Pelz.

„Sagen Sie nicht: Christine.“

„Nicht? — Was denn?“

„Sagen Sie: Blanche.“

Blanche antwortete nicht. Sie wandte sich zur Seite und sah über die unbewaldeten Schneematten hinweg, die unser Weg durchquerte. Nur an der Wange konnte ich sehen, daß Blanche lächelte.

‚So haßt Blanche denn wirklich ihre Schwester?‘ fragte ich mich. ‚Haßte denn nicht auch Dagmar Christine? War Dagmars Blick nicht Hohn und Triumph über Christine, wie eben jetzt, gemildert, Blanches Lächeln?‘

„Wissen Sie, daß man bei uns viel von Ihnen gesprochen hat — ja? Wissen Sie das? Nun?“

„Wirklich? Hat Christine —?“

Ich stockte.

„Ja. Christine hat. Allerdings,“ entgegnete Blanche hurtig und spöttisch. „Und ich malte Sie mir in tausend Farben — glauben Sie das?“

„Wie malten Sie mich, Blanche?“

So ungeheuer wichtig war ich mir in diesem

Augenblick! Niemals in meinem Leben hatte ein Mädchen zu mir gesprochen wie Blanche!

„Nun — ich stellte Sie mir geistreicher vor und Sie sind ein wenig stupid. Aber dafür sind Sie hübscher als ich dachte."

Wir lachten uns nah in die Augen.

„Sehen Sie," flüsterte Blanche nach einer Weile, „das war sogar der große Wunsch meiner Kindheit: Sie in mich verliebt zu machen. Ich wußte, daß Christine Sie liebt und daß Sie Christine vielerlei Qual mit Ihren Dummen-Jungens-Launen bereiteten. Da wurde es eben mein Wunsch, Sie in mich verliebt zu machen und Sie zu quälen! — Sehen Sie, da haben Sie die Frauen — so sind wir zuweilen."

Matt und berauscht lehnte ich mich zurück, ganz elend von der Begierde nach diesem Munde, der soviel schmeichelnde Verführung sprach. Wir schwiegen nun lange, ein jeder fahl und vag vor sich hinlächelnd.

Nachdem wir einige Stunden gefahren waren, entledigten wir uns aller Pelze und Decken. Ich hatte die Sportsjacke ausgezogen. In der Windeslauheit, die uns umgab, bewegte sich zuweilen das Linnen meines Hemdes, meine Brust empfing den

hingehauchten Dunst des Schnees, und die gekühlte Haut bedeckte sich aufs neue mit Wärme. Blanche, von deren Knien das Plaid gesunken war, saß lässig und träumend neben mir, die Beine pagenhaft Knie über Knie gekreuzt, die Wange in die flache Hand gestützt, träumend und lächelnd seitwärts auf den Schnee blickend, den die Kufen unsers Schlittens zerteilten.

Als wir gegen Mittag den Kamm des Gebirges und den zuhöchst befahrenen Steig erreicht hatten, begannen die von keinem Fels noch Baum gebrochenen Flächen des Schnees uns zu betäuben. Die Millionen Sonnen der Kristalle erschöpften unsere Augen und gaben uns wundervolle Träume von duftenden Rosen in blassem Lila, von amethystenen tropischen Schlinggewächsen und vom hellen Grün der Wälder. Die Pferde gingen seit vielen Stunden im Schritt. Der Kutscher schlief, zuweilen wachte er auf und schlief wiederum. Immer neu hinzutretende Bergesgipfel versammelten sich unter dem Himmelsmeridian, an dem wir Schneesterne zu sehen glaubten, bis der Mittagsdunst nur noch Form und Farbe aller Dinge ahnen ließ.

Fern aus dem Tal erklang vom letzten Tannen-

wald her, den wir zurückgelassen hatten, das unermüdliche Gurren einer Taube. Wir mußten lange zuvor ohne Bewußtsein den unruhvollen stürmischen Lustrufen über den weißen Fluren gelauscht haben, doch der dunkel gurrende Gesang war tief in unsre Herzen eingedrungen.

Jetzt wandte mir Blanche das Gesicht zu. Ihre Augen ruhten unbeweglich und streng fordernd auf meinen Augen. Ich näherte mein Gesicht dem ihren, Stirn an Stirn betrachtete eines starr die Lippen des andern, bis unsere Münder aufeinandertrafen. Unverhüllt flehten jetzt die Hände um die Berührung des Körpers, die Knie zitterten an den Knien. Mein Mund benetzte die Hände, die sich nicht wehrten, mit Feuchtigkeit, den hingegebenen Hals, den rauhen Stoff des Kleides, der die Brust umspannte. Während ich dann das Gesicht in den Schoß des Mädchens preßte und ein Traumbild von Lust und Vernichtung meine Seele durchkreuzte, erklang vom Tal wie Erinnerung das unermüdliche Gurren der Taube ...

Wir hatten Strohsäcke und Decken über dem Schnee vor der Hütte ausgebreitet. Dort lagerten

wir, nachdem unser Mahl schnell verzehrt worden war, ohne das Schauspiel der zerklüfteten Welt um uns her zu betrachten. Längst war der Schlitten umgekehrt und zu Tal gefahren.

Die Einsamkeit und die Welthöhe, in der wir lagerten, verstärkten unsere Begierde. Von den Stirnen bis zu den Spitzen der Füße berührten sich unsere Körper. Sie auch nur sekundenweise zu trennen, war ein Schmerz ohnegleichen, denn sie schienen für die Ewigkeit aneinandergekettet zu sein. Die wunderbare Gier, die sich uns beiden geoffenbart hatte, der pfeilschwarze Gedanke an das Tal der Ängste, des Verrats und der Nöte, die schattenlose, herbe und unbarmherzige Hitze über den Schneefeldern, diese Antriebe der Lust verwandelte unsere Empfindung zu einer Raserei, in der wir nackt zu sein wünschten wie die Berggottheiten der Heiden. Ich hatte Blanches Kleid geöffnet und mein Gesicht in ihre Brust getaucht. Mit einer demütigen Freude, die fast ein Erschrecken war, nahm ich die reichen Naturgeschenke entgegen, die der Körper dem Körper darzubringen vermag: den Genuß und den Duft der Haare, die Zärtlichkeit der aneinandergepreßten Schläfen und Stirnen, die hundert, aberhundert Wunder

des küssenden Mundes, Hand, schöngeschwungene Hüfte, Knie und Brust.

Wir sanken in die Knie, wir umarmten uns mit einem schmeichelnd-milden Kusse.

„Alles ... alles!“ flüsterten wir, fragten und antworteten wir uns.

„Alles ... alles!“

Wir standen auf und blickten in das Gewirr der Täler, hinweg über das Aderwerk der Bäche und Quellen und hinauf zu den ungezählten Bergesgipfeln unter dem schäumend goldenen Schnee.

6

Eine Möwe, verlockt von der Torheit ihrer Liebessinne, hatte sich aus dem Tal des Flusses zu so großer Höhe verirrt. Im Eingang der Hütte schritt sie wippend auf der Schwelle und sandte spähend den Blick ihres rötlichen Auges zu unserm Lager hin. Verwundert hoben wir die Köpfe aus der Traumumschlingung dieser letzten Stunde. Ich hatte noch eben gemeint, eine Flöte zu hören, deren Töne weiße Vögel mit klug aufmerkenden rötlichen Augen um den Hirten versammelten, zu dessen geöffneter Tasche aus Lamm-

fell sie aufflogen, um die Körner zu picken; ihr dankbares Gurren in die Musik der Flöte mischend hatten sie das Haupt des Freundes umkreist und waren entschwunden.

„Die Möwe ...“ flüsterte Blanche. Doch schon der Worthauch hatte das Tier erschreckt, es hob die Flügel, flatterte in der Luft vor der Hütte und ließ sich mit kleinen Schreien in die Niederungen hinab, aus denen die Törichte entwichen war.

Blanches Stirn sank aufs neue in meine Hand. Ich sah an der Strahlenschräge vor der Tür, daß der Mittag längst von den Bergen geschieden war.

Blanche lachte still in meine Hand hinein.

„Warum lachst du, Blanche?“

„Ich habe geträumt ... Ich sah einen weißen Vogel auf der Schwelle unserer Hütte, und hinter seinen Flügeln stand eine Felswand dicht, ganz dicht, als sei der Vogel angenagelt an den Stein.“

„Süße Blanche, du hast nicht geträumt ... Eine Möwe stand eben am Eingang unsrer Hütte ...“

Blanche lachte. „Was Sie für Unsinn reden! — Gehen Sie! Bereiten Sie das Mahl! Ich bin

hungrig wie eine Wölfin, denn ich habe ein Zwillingspaar geſäugt."

Sie ſah mir lachend auf die Lippen, was ich ſagen würde. Ich nahm küſſend von Blanches Lippen Abſchied und ich trat vor die Hütte. Der Schnee, deſſen obere Schicht in der Frühlingswärme geſchmolzen war, hatte ſich in der Nachmittagskühle gefeſtigt. Die Sonnenſtrahlen waren gelb und kraftlos geworden, und der Himmel zitterte im Verlangen nach dem erſten Stern.

Ich breitete die köſtlichen Vorräte aus, die blutigen Schnitten des Roaſtbeefs, die Koteletten, deren Fett gefroren war, das Weißbrot mit der faſt verbrannten Rinde, die im Gelee erſtarrten Forellen und die Pfirſiche mit der im Schnee gekühlten ſchäumenden Sahne. Mit der heidniſchen Gier, mit der wir geküßt hatten, zermalmten wir das blutende Fleiſch der Tiere in unſern Zähnen, ſchlürften die überfließenden Früchte und tranken die Milch, die eine Beziehung zum Urſprung alles Lebens, Zeugung und Geburt, gab. Wir lachten wie unſinnig über jedes Wort, das wir ſprachen, und während wir aßen und ſprachen, betrachtete der eine die Lippen des andern.

Die Schatten, die unſere Körper warfen, ge-

mahnten zum Aufbruch. Mit sanftem Erröten der westlichen Berge kündete der Abend sich an. Ich ordnete die Hütte, atmete noch einmal den trockenen Duft des Heues, auf dessen Pfühl wir glücklich gewesen waren, schnallte die Wandertasche auf den Rücken und die Schneeschuhe an die Füße.

Schon war Blanche, die in der zunehmenden Kälte den Kragen ihres Jacketts hochgeschlagen hatte, den ersten Abhang hinuntergefahren. Ich folgte ihr, ich sah sie fallen, neben ihr kam auch ich zu Fall. Wir trafen uns im Schnee. Wir umarmten uns, vergruben uns in das wunderbare Element, das uns umgab, bis wir uns gegenseitig erhoben und unsere Kleider vom Schnee reinigten. Seufzend bemerkten wir, wie matt unsere Glieder geworden waren. Doch nun zeigte sich der dem versunkenen Gestirn benachbarte Planet, und alle Umrisse, Hügel und Tal, wurden ungewiß in der Dämmerung. Unter lachenden Küssen ermahnten und beschworen wir uns zur Anspannung aller Kräfte.

Was nun in der schattenreichen Dämmerung begann, war eine schreiende Lust an der Schnelligkeit! Wie auf Wolken in die Tiefe gerissen, sanken wir hinab, tiefer und nichts als tiefer von Hügel

zu Hügel, mit der Tiefe wettlaufend, zielend wie Pfeile nach tiefer, tiefer Welt! Die erſten Hütten der Alm geiſterten an uns vorüber. Der erſte Wald ward umbogen, ein Sprung in ungewiſſen Schnee, und die hohen, frohen Rufe: „Tiefer! Hinab! Hinunter! Tiefer! Ins Tal!“ Unten in den Wäldern flogen ängſtlich rufende Nachtvögel, längſt bevor wir ſie erreicht hatten, und Tauben mit hölzernem Flügelſchlag aus den Baumkronen empor, auf denen ſie vertrauensvoll, daß keine Menſchennähe ſie noch ſtöre, der Nacht entgegengewartet hatten. Und im erſten, ſchräg abfallenden Dorfe preßten ſich geiſterhaft dumpfe Geſichter erſchreckt gegen die Fenſter.

Aber hier war das ungewiſſe Reich der Nacht für uns hereingebrochen. Die Dunkelheit begann das Brauſen des tiefer gelegenen Stromes und der hundert Frühlingsquellen in unſer Ohr zu ſenden. Die Sterne waren da, unermeßlich in ihrer Zahl, doch war die Lichtſpende gering, die ſie den Wanderern gewähren wollten. Wir verirrten uns, Blanche aber hob die leuchtende Hand.

„Hier! Hier! Tiefer! Wieder und immer tiefer! Ich kenne den Weg!“

Der Mond erhob ſich über dem jenſeitigen Berge,

in seinem Aufstieg groß und glühend wie ein junger zorniger König; sobald er sich aber vom Rand des Gebirges abgelöst hatte, mit jedem unserer Atemzüge in der Sternenluft zerschmelzend, bis er die friedevolle Form, Farbe, Bahn und Würde seiner Gestalt wiedergefunden hatte. Nun stieg er langsam höher und erleuchtete den Wanderern den Pfad, die, seinem Weg entgegen, in die Tiefe strebten. Endlich waren wir auf der Brücke des Flusses angelangt, die kein Schnee mehr bedeckte. Ich schnallte die Schneeschuhe von Blanches und von meinen Füßen, wir bückten uns, und unsere Haare berührten sich.

Jetzt aber, wie wir die Schneeschuhe auf den Schultern das frühlingswarme Tal durchquerten und den Weg über die Wiesen hinaus zum Schloß beschritten, waren wir schweigsam und ernst geworden.

7

Das Glück, das ich während der nächsten Wochen durch Blanche genoß, erzeugte in mir eine Erbitterung gegen die Ideale meiner Knabenjahre, gegen Christine und meinen Lehrer und Freund, den Doktor. Wie? So nahe war die Befreiung von

den Qualen gewesen, die ich in den letzten Jahren Tag für Tag, fast Stunde für Stunde hatte erleiden müssen? So simpel war die Entwirrung zahlloser Rätsel, die mich bedrückt hatten und für die ich keine Antwort finden konnte? Nichts anderes war notwendig als dieses Wenige: daß zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes einander ihre Körper zum Austausch der erlösenden Lust schenkten? Hatte die Natur nicht Mann und Weib beinahe gleichmäßig an Zahl auf dem Erdenplan verteilt? Weshalb also diese furchtbaren Gebote der Keuschheit, der „Reinheit", wie wir, Christine und ich, in unsern Gesprächen ehedem es genannt hatten, der Scham und der Geheimnisse? War ich nicht „unrein" gewesen, als ich mich in fruchtlosen Kämpfen und Zerstreuungen nutzlos vergeudet hatte? Hieß es nicht die Geisteswelt herabsetzen, das Studium, die landwirtschaftliche und die sportliche Betätigung in der Natur, wenn man sie alle nur als Betäubungsmittel gegen jene Schmerzen ansah, die in den Gliedern der Jugend brannten? Was also war von Nöten gewesen, um diese immer wachen Schmerzen zu dämpfen? Nichts anderes als ein Mädchen mit allen wunderbaren Körperzeichen seines Geschlechts, ein Menschentier mit

fließend langem Haar, mit weichen Brüsten und mit der einfachen Schönheit ihres Schoßes, nichts als eine gebrechliche Hütte dazu im Gebirge oder ein schmeichelndes Liebesschleichen nachts auf der Treppe.

Ohne etwas von dieser Kampfstellung gegen die Ideen unserer Jugend zu ahnen, sagte Baron Steinstetten eines Tages bei Tisch:

„Es wird Sie gewiß freuen, Walther, zu hören, daß uns der Doktor auf seiner Rückfahrt aus Rom mit allen seinen Kindern für einen Tag besuchen wird."

Christine sah mich bei diesen Worten mit strahlend frohen Augen, mit dem Blick einer Mutter an, deren Kinde eine freudige Überraschung zuteil wird.

Ich senkte die Augen und erwiderte kalt:

„Ich freue mich sehr, Herr Baron, den Doktor und meine alten Kameraden noch einmal wiederzusehen. Ich muß allerdings gestehen, daß ich in der Zeit unsrer Trennung zu ganz andern Ansichten über das Leben gekommen bin, wie der Doktor sie uns lehrte."

Christine sah mich an, sprachlos vor Verwunderung. Dann, nachdem sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte, fragte sie:

„Inwiefern bist du denn plötzlich zu ganz andern Ansichten gelangt?“

„Ich habe eingesehen, Christine, daß die sittlichen Prinzipien, nach denen wir erzogen wurden, nichts anderes als die Überreste eines barbarischen Zustandes der menschlichen Moral sind.“

Christine blickte ihren Vater an, blickte Blanche, ja sogar die holländische Hausdame an — Blanches frühere Erzieherin, welch letztere wie gewöhnlich, ohne irgendwie auf das allgemeine Gespräch zu achten, sich riesige Portionen auf die Teller lud, in den Zwischenzeiten mit zwei scharfen Zähnen Brot kaute und nur zuweilen kleine Bemerkungen und Seufzer ausstieß, wie: „Gott, diese Dienstmädchen! — Nein, wieder die Klara! — Also eine Hitze!“

„Ich erinnere mich gut,“ sagte Herr von Steinstetten vermittelnd, „in Ihren Jahren ebenfalls schnell meine Grundansichten über das Leben, besonders über moralische Prinzipien geändert zu haben. Gerade der Aufenthalt in einem Hochgebirgsklima wie dem unsern hier bewirkt leicht einen etwas impetuösen Gedankengang. Erinnern Sie sich an Nietzsches Aufenthalt in Sils Maria!“

Er wandte sich höflich an Christine:

„Du mußt dich hierüber nicht wundern, Christine.“

„Verzeih, Vater,“ entgegnete Christine mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit, „hierüber werde ich mich nun durchaus wundern! Du mußt nämlich wissen, daß Walther und ich in fast hundert Gesprächen, gerade noch in den letzten Zeiten in Friedrichsaue, diese Prinzipien des Doktors gebilligt haben und uns gelobten, ihnen in jedem Lebensalter treu zu bleiben.“

„Da ich mich in den wichtigsten Dingen des Lebens getäuscht finde, indem sich alles in der Wirklichkeit ganz anders anläßt, wie wir es vom Doktor gehört haben, so sehe ich mein Gelöbnis als ungültig an, Christine.“

Blanche vollführte einen wahren Tanz mit ihren Augen: sie schielte nach allen nur denkbaren Kunstregeln über die Nase hinweg, über die Schläfen hinweg, demutsvoll, belustigt, ärgerlich, Bescheidenheit, Verlegenheit, Unverständnis, Ratlosigkeit und Beifall vortäuschend.

„Sprechen wir doch einmal konkreter,“ sagte Baron Steinstetten vermittelnd mit der ihm eigenen Sachlichkeit. „Von welchen Dingen meinen Sie beispielsweise, daß sie sich anders in der

Realität anlassen, als sie Ihnen vom Doktor gelehrt wurden?“

„Das Gebot der Keuschheit zum Beispiel, Herr Baron! Augenscheinlich will die Natur, daß der Mensch in der Jugend unkeusch ist, sonst hätte sie ihm nicht solch einen leidenschaftlichen Trieb dazu eingeflößt.“

Jetzt spitzte sogar die Hausdame die Ohren und hielt die Zeit für gekommen, mit einem „Ach, wie es hier zieht!“ heftig zu erröten.

Mit einem Ausdruck vollkommenster Überraschtheit suchte Christine in meinem Gesicht eine Erklärung meines veränderten Wesens. Blanche hingegen blickte mir jetzt unbefangen und interessiert auf die Lippen, was dort noch weiterhin Fürchterliches gesprochen werden würde.

„Da haben Sie allerdings gleich das schwierigste Problem berührt,“ antwortete Baron Steinstetten.

„Aber auch das wichtigste, Herr Baron!“

Steinstetten sah sinnend auf seinen Teller. Er schien unter dem Tisch qualvoll, wie es seine Art war, die Hände zu ringen.

„In der Jugend erscheint es einem als das wichtigste. Später nicht mehr.“

„Später,“ wiederholte ich, und es lag in diesem

Wort die Verachtung der Jugend gegen den Ablauf der Zeit.

„Sie haben recht mit Ihrer Zurückweisung meines Später," entgegnete Steinstetten. „Es ist eine schlechte Angewohnheit der Alten, mit Fangstricken der Zeit die Jugend zurückreißen zu wollen, denn ihrer ist der unermeßliche Raum!"

Er fügte nachdenklich hinzu:

„Und vielleicht haben Sie auch recht mit dem, was Sie über die Keuschheit sagten. Aber es ist etwas schmerzlich für einen Vater, der Töchter hat, das hören zu müssen."

Eine Stille trat ein.

Beschämt senkte ich die Augen.

„Es ist auch schmerzvoll für die Töchter," sagte Christine kalt.

Man erhob sich. Man entfernte sich.

Blanche ließ ihre Nasenflügel spielen, wobei sie die Augen schielend darüber hinwandern ließ. Sie sagte: „Sie sind mutig wie alle sehr dummen Menschen!" und sie ging davon.

Ich sah ihr nach. Sie richtete jedesmal, wenn sie die Mitte des Zimmers durchquerte, den Blick seitwärts zu den Fenstern. Mir schien, sie lache in sich hinein. Ja, mir war, als sie das letzte der

Zimmer durchquert hatte, daß sie sich kaum noch aufrecht halten konnte vor Lachen.

Des Nachts hatte ich in gedämpftem Ton ein Gespräch mit Blanche, deren Gesicht in der Dunkelheit nur einen matten Schein hatte.

„Du mußt fort von hier," flüsterte sie mir zu.

Ich wagte nicht zu atmen. Dieses Wort, das ich gefürchtet hatte, es war da.

„Soll es die Strafe sein für heute mittag, Blanche?" fragte ich.

„Ja. Es soll die Strafe sein. Ich seh' es noch kommen, daß du dich eines Tages meinem Vater als Schwiegersohn zur linken Hand vorstellen wirst. Nein. Danke."

„Blanche, ich schwöre dir, ich will —"

„Du schwörst, du schwörst!" unterbrach mich Blanche leise lachend. „Deinem Doktor hast du ewige Treue geschworen und hast sie gebrochen! Christine hast du ewige Treue geschworen und hast sie gebrochen, wie ich nur die Hand auf deinen Mund legte! Nein, kleiner Freund, du mußt fort, schleunigst, schleunigst!"

„Wann sehen wir uns wieder, Blanche?" fragte ich flehend. „Wo?"

Blanche legte die gefalteten Hände unter den

Nacken. Sie antwortete nicht. Ihre Blicke wanderten im Zwielicht an der Zimmerdecke einher.

„Blanche! — Wann? — Wo?“

Sie antwortete nicht.

Dann nahm ſie meinen Kopf in ihre Hände. Sie zog ihn lächelnd und ſanft an ihre ſchöne Bruſt.

8

Vor Sonnenaufgang, faſt in der Nacht noch, ritten wir, Chriſtine, Blanche und ich, auf der breiten Fahrſtraße, am Fluß entlang, talabwärts, der Bahnſtation zu. Der Himmel war von Wolkenkämmen bedeckt, der Föhn machte die Luft bedenklich leicht, feucht und warm. Längſt war der Schnee in den Niederungen geſchmolzen. Oben aber auf Bergeshöhen taute es allenthalben, in den Nächten, an den Tagen, mit Wut. Bäche, Quellen, Waſſerſtürze zeigten ein ſehnſuchtsvolles Beſtreben, ſich grollend über die Laſt, die ſie tragen mußten, in den mütterlichen Fluß zu ergießen, deſſen grüne Flut mit zunehmender Breite das Tal durchſtrömte. Am Rande der Gefälle lagen die jüngſt erblühten Blumen von der Waſſerfülle geknickt, die über ihre Köpfe dahingeglitten war.

Ich ritt leidumwölkt in der Dunkelheit dieſes

Morgens zwischen den beiden Schwestern einher, die mich zum Abschied geleiteten. Der scharfe Geruch von den erhitzten Pferden, die allzu frisch, mit weißen Augen, im Zwielicht ihren Weg suchten, vermischte sich mit dem Duft aus Mädchenhaaren. Wir sprachen lange kein Wort, nur zuweilen, sobald wir die ersten Milchwagen aus den Dörfern überholten, tauschten wir Grüße. Die Schwestern, wenn sie die Gesichter der Fuhrleute nicht erkannt hatten, drehten sich um. „Es war der junge Zeller! — Es war Reut!“ riefen sie sich zu und sie ließen noch einmal verstärkt ihr „Guten Morgen, Zeller! — Guten Morgen, Reut!“ erklingen. Den gewaltigen ziehenden Ochsen vor den Wagen gaben sie wohlwollende kleine Peitschenhiebe, und sie trieben eine Ziegenherde, die unsere Straße füllte, mit sonorem „Ohra! Ohra! Ohra!“ auseinander. Bei zunehmendem Tageslicht hielten sie in den Dörfern vor den Kramläden oder Bauernhäusern, klopften an die Fenster und riefen ihre kleinen Bestellungen in die Häuser. Wenn ich dann Christine beobachtete, wie sie ritt, wie sie mit dem Volk sprach, wie sie reitend in dieser Landschaft lebte, atmete und handelte, so hatte ich die trübe Empfindung, nichts von ihr, von ihrem Wesen und Dasein zu wissen;

auch nichts von ihrem Vaterhaus; nichts von ihrem Vater dort oben im Haus; nichts von ihrer Schweſter, in deren ſchönen Armen ich noch dieſe, die letzte Nacht gelegen hatte.

Blanches Weſen zumal erſchien mir rätſelhaft. Ach, ſo einfältig wie in den erſten Tagen unſrer Bergtour erſchien mir die Beziehung der Geſchlechter nicht mehr. Wie ſchwer war es für einen Mann, ein Mädchen wie Blanche zu verſtehen! Wie ſie dahinritt, hatte ſie das Ausſehen einer jungen Frau, die glücklich und heiter iſt; die mit kleinen ſummenden Tönen aus ihrem Mund gegen den warmen Wind einherreitet und zuweilen eine Strähne ihres Haares mit dem Handſchuh glättet; die immer ein beluſtigtes Lachen unterdrücken muß über einen Gedanken in ihrem Innern, der ſie zu erwärmen, zu durchleuchten und mit heiterer Freude zu erfüllen ſcheint. Wie ſchwer war es für einen Jungen, der ſich dünkte, in dieſen Tagen ein Mann geworden zu ſein — wie ſchwer, ein Weſen wie Blanche zu verſtehen, ein Menſchentier mit fließend langem Haar und weichen Brüſten!

Als die erſten Bergesgipfel hinter uns in einem heiß anmutenden Licht hell zu werden begannen,

enteilte uns Blanche, kreuz und quer über die Wiesen galoppierend, mit einem kleinen grausamen Lächeln in den Mundwinkeln die Weide knickend, mit Lust das Eigentum der andern vernichtend. Vergebens wurde sie von der Schwester auf den Weg zurückgerufen. Bald war sie in der Dämmerung unsern Blicken kaum noch sichtbar.

Jetzt erkannte ich mit einem fast tödlichen Erschrecken, daß Christine und ich zum erstenmal seit jenem kleinen Gespräch am Fenster wieder allein waren. Ich war nicht feige, denn so groß auch immer mein Verrat an ihr gewesen war, ich fühlte mich ja im Rechte meiner Jugend, dennoch war mir sehr bang und gewissensschwer in dieser Stunde zumute. Doch Christine zeigte sich nicht mehr hart und vorwurfsvoll wie bei jenem Tischgespräch mit ihrem Vater. Während wir im langgestreckten Schritt ritten, fragte sie freundlich und teilnehmend nach meinen Zukunftsplänen. Nur zuweilen, so schien es mir, in den Gesprächspausen, ging ein Schaudern über ihren Körper, als fröstelte sie in der Kälte zukünftigen Schicksals.

„Du wirst arbeiten, Walther — und schnell dein Examen machen, nicht wahr?“ fragte sie, während sie einer Herde von Rehen nachblickte, die auf-

gescheucht die bewaldeten Höhen jenseits des Flusses erstrebten.

„Ist es so wichtig," antwortete ich trübe, „das Examen schnell zu machen?"

„Nicht das Examen ist wichtig für dich, Walther," belehrte Christine freundlich, „aber Wissen zu sammeln tut dir gut. Du wirst einen Überblick über vieles gewinnen und dort Sicherheit erlangen, wo du heute noch schwankend bist in deinen Zielen."

„Ich hatte ein Ziel in meinem Leben —"

„Nun? Welches?"

„Dich, Christine."

Christine sah mich an, aufmerksam und eigentümlich stolz in diesem Augenblick.

„Und nun? — Du hast es nicht mehr, dieses Ziel?"

Ich senkte die Augen. Ich spürte eine Todesblässe auf meinem Gesicht.

„Nein. Nicht mehr."

Christine antwortete nicht. Aufrecht auf dem Rücken ihres Pferdes sitzend, ging ihr Blick zu den entferntesten Waldgipfeln im Tal. Dann aber glitt wieder dieses Erschauern über ihren Körper. Sie senkte den Blick und sah zur Seite, auch sie.

Nach langem Schweigen legte sie ihre Hand auf meinen Arm.

„Höre, Walther, ich will dich nicht! Es berührt nicht mein Gebiet, ob du dieses oder jenes Mädchen liebst und küßt. Werde glücklich mit deinen Trieben, deinen Küssen.“

Ihr Gesicht wurde nun streng und hart. Mit dunkler, aus der Tiefe dringender Entschlossenheit fuhr sie zu sprechen fort:

„Ich will nur eines — ich kann nicht leben ohne das — hörst du? Sei fern von mir, sei mir nahe, das ist ohne Bedeutung! — Aber zu meinem Dasein brauche ich deine Reinheit, deinen unzerstörten Charakter, deine innerlichste Unbeflecktheit — Walther, um leben zu können: ich brauche unsere gemeinsame Jugend ... Still! Da ist Blanche.“

Ich wollte Christine in meine Arme reißen, ihr Gesicht, ihre Hände mit Küssen der Reue bedecken — ich war genötigt, still auf dem Pferd zu verbleiben, schaudernd jetzt auch ich vor der Kälte zukünftigen Schicksals.

Blanche ließ lächelnd die Augen von mir zu Christine schweifen.

„Wir müssen uns beeilen!“ rief sie uns zu. „Sonst ist der Zug vorüber, und der arme Walther muß dann noch länger bei uns bleiben!“

Wir ritten schweigend im Trab zur Bahnstation.

Ich übergab dem Knecht, der meinen Koffer dorthin gefahren hatte, das Reitpferd.

Läutend, um Mensch und Tier zu warnen, kam der Gebirgszug angefahren. Ich reichte Christine die Hand, ich dankte ihr mit leisen Worten für ... für Unendliches.

Blanche betrachtete unsere Verabschiedung interessiert, freudig schielend, mit kleinen, schnellen Blicken.

„Adieu. Leben Sie wohl!“ sagte sie kühl und sie beobachtete mein Gesicht leichthin, wobei sie die feinen Nüstern dehnte.

Wir winkten uns zu. Blanche legte den Arm um die Schultern der Schwester, aber Christine trat zur Seite. Sie winkte schneller und schneller, fast unbeherrscht ihren Gruß, ihre Liebe nach.

Kurz bevor der Zug in den Tunnel bog, sah ich noch einmal dieses geliebte, nun erhellte Tal. Ich nahm Abschied von dieser Landschaft, über der sich die lichte Schwermut eines zartbewölkten Frühlingsmorgens ausbreitete.

Angelina und Marianne

1

Die folgenden zwei Jahre verbrachte ich einsam in einer größeren süddeutschen Universitätsstadt. Ich lebte mit meinen Gedanken ganz bei jenen Menschen, die mir während meiner Jugendzeit nahe und teuer gewesen waren. Jeder, der einst die rötliche Erde unsers Schulgutes beschritten hatte, erschien bedeutsam, mochte er Lehrer, Holzfäller, Dienstmagd, Schüler oder Landarbeiter gewesen sein. Immer sah ich sie in einer goldgrünen Atmosphäre handeln und wirken, umsponnen von einem Vorabendlicht ohne Melancholie. Des Nachts waren sie in meinen Träumen. Die Art, wie sie ihre Hände rührten, ihre Stirnen falteten, ihre Sprache und ihr Lächeln, alles trug den Heiligenschein schöner Vergangenheit. So erinnert sich der Apostel gemeinsamer Wanderungen, Nachtlager, Seefahrten und Speisungen, als noch die hurtigen Sandalentritte der Glaubensbrüder den

Tag mit donnernder Freude erfüllten. Unter den Erinnerungen im Leben eines Mannes werden immer jene den Vorzug haben, die einer festbegrenzten Landschaft und auf ihr einer Gemeinschaft gleichgesinnter Kameraden gelten. Nichts vermag das Leben eines Mannes so mit schöner Erinnerung zu erfüllen, wie es die kameradschaftlichen Gemeinschaften großen Stiles, die Vereinigungen in einem freundschaftlichen Ideal vermögen.

So geschah es, daß Blanche, die unserer Gemeinschaft nicht angehört, ja gegen sie Stellung genommen hatte, in meinem Herzen verblaßte, daß aber Christines Wesen mit jedem zunehmenden Tage mächtiger in mir wurde und mit ihr das Wirken und Wollen des Doktors.

Blanche schrieb selten und Nichtssagendes, Christine und der Doktor schrieben niemals. Aber ich spürte aus dem Stillschweigen des Lehrers und der Schülerin, wieviel Liebe, mochte es auch Liebe des Zornes und der Trauer sein, immer zu mir herwehen wollte, und wie sie in Wegesmitte verhauchend umkehren mußte.

Der Eros der großen Städte hatte mich in eine verzweiflungsvolle und hochmütige Einsamkeit

zurückgetrieben. Was ich auf Bergesgipfeln erlebt und empfunden hatte, war aus anderm Stoff gewebt als das, was mir in den Straßen, Kast- und Vergnügungsstätten der großen Städte als Liebe entgegentrat. Längst hatte ich angefangen, an der Erkenntnis jener Gebirgstage irre zu werden, die Stadt hatte mich abermals zu der stolzen Enthaltsamkeit meiner Knabenzeit bekehrt. Denn nachdem ich achtlos an Christine vorübergegangen war, um Blanche zu finden, suchte ich beschämt nicht mehr Christine selber, sondern ein Geschöpf, welches dem Bild gliche, das ich mir in meiner Jugend von ihr gemacht hatte. Es waren jene Frauen, in deren Umarmungen eine zweckvolle, üppige und großgerichtete Sinnlichkeit waltete. Ich sah sie in meiner Phantasie diese Gebärde vollführen: die starken Arme um meinen Hals geschlungen, mein Gesicht gepreßt an ihre mütterliche Brust, und ich hörte sie die Worte sprechen: Mein Kind, mein Mann! Unter der Gewalt einer solchen Umarmung zu stehen, das hieß, so schien es mir, unter dem Sternbild Christines zu stehen.

Jedoch es blieb mir versagt, einer Frau wie der erträumten zu begegnen, und so war die Stunde nicht mehr fern, wo meine Reue vor Christine

und dem Doktor knien werde. Ich überlegte oft, wieviel Jahre insgesamt ich mich freiwillig im Knabentrotz von Christine geschieden hatte, wieviel Jahre nun wiederum dahingegangen waren, wo meine Schuld, meine Treulosigkeit und der Wankelmut in meinen Grundsätzen uns schieden. Dies alles lastete schwer auf meinem Gemüt. Ruhte ich nachmittags, nach den Arbeitsstunden im geologischen Institut, in meinem Zimmer aus, so sprang ich oft mit einem kleinen Schrei in die Höhe, denn im Halbschlaf war mir das Fließende, Entrückende und Unwiederbringliche des Zeitenablaufs ins Bewußtsein getreten. Durch das offene Fenster drang der Duft der herrschenden Jahreszeit, die immer die Schwermut der kommenden, die sie ablösen würde, ahnungsvoll in sich barg. Noch aber war es Zeit, zu den reinen Quellen meiner Jugend zurückzukehren: zu meiner großen Mutter — das war mir Christine; zu meinem großen Vater — das war mir der Doktor. So bereitete ich alles in meinem Herzen, was immer es an Sehnsucht, Reue, Drang zur Reinheit, Unbeflecktheit und Wahrheit in sich barg, für jene Umkehr und Versöhnung vor, die kommen mußte.

Mein Plan war dieſer: ich hatte aus Blanches Brief erfahren, daß Chriſtine den Doktor in den letzten Tagen der großen Sommerferien beſuchen werde. Den Juli gedachte ich nun bei meiner Mutter und Angelina auf unſerm Gut zu verbringen, dann aber, von der ſchönen Natur unſers Beſitzes gekräftigt und erfriſcht, zurückzuwandern in das Land unſerer, Chriſtines und meiner Jugend. Dorthin wollte ich gelangen, ganz mit den Wandergewohnheiten der Schuljahre, einen Ranzen auf dem Rücken, die Eiſenbahn nach Möglichkeit ſparend und, wenn die Witterung es erlaubte, in den kühlen Wäldern, auf Wieſen und Heuböden übernachtend, immer im Einklang mit freundlichen Geſtirnen, ſchönen Wolken und Blumen, ſanften Tieren und ſchickſalergebenen Menſchen.

2

Nun war ich in den Sommerferien auf unſern Landſitz zurückgekehrt. Meine Mutter hatte ich bereits begrüßt. Lange hatten wir Tee getrunken: von vier bis ſieben Uhr!

Wie ſeltſam das war! Du mußteſt zwei Stunden mit dem Wagen über die Felder fahren, und neben

dir saß deine lächelnde Schwester Angelina mit ihrem großen weißen rosengezierten Strohhut, war schüchtern-rot und glücklich, und wie sie plaudern konnte, wie sie schwatzte! Wie süß das war!

Jetzt ging ich, eine Zigarre rauchend, an den Blumen riechend, von den sandigen, feuchten Erdbeeren kostend, im Garten spazieren.

‚Wohl! Wohl!‘ dachte ich. ‚Ich werde friedvolle Tage hier haben und nach ihnen werde ich die Geliebte meines Lebens wiedersehen‘ — mehr dachte ich nicht.

Alle auf dem Hof und im Schloß begrüßten mich so freundlich und — merkwürdig! — Männer und Frauen, alle erröteten.

„Guten Tag, Marie. Guten Tag, Wilhelm Gaude — geht es dir gut? — Ja, ich bin wieder hier.“

Wie Schwalben schwirrten die Worte der Begrüßung und der Segnung durch die Abendluft.

Bald jedoch war es einsam um mich. Ich machte vor der Umzäunung des Parkes halt, sah über die Felder und blies den Rauch meiner Zigarre durch das Holzgitter.

Eine junge Bauernmagd stand auf der Wiese, einem braunen Rind gegenüber, das wie nach

einer Zwiesprache die Stirn gesenkt hatte. Die Magd hielt einen Rosenstengel im Mundwinkel. Bedächtig nahm sie die rote Rose aus dem Mund und streckte sie der Kuh hin. Als aber das Tier in der Blume zu atmen begann, schlug das Mädchen unwillig mit dem Dorn auf das weiche Maul. Das Tier brüllte zornig. Die Magd lachte.

Ich öffnete die Gartentür und ging an ihr vorüber. Das Mädchen grüßte nicht, betrachtete mich nur eigenwillig und neugierig aus ihren schmalen braunen Augen; sonderbar hoch waren die Winkel dieser Augen zu den Schläfen hingezogen. Ich drehte mich um.

„Guten Abend, Marianne."

Marianne sagte, ohne im mindesten zu erstaunen, gleichsam nur um anzuzeigen, daß sie wüßte, wer ich sei:

„Der junge Herr."

„Ja, ich bin es ... Hast du mich nicht erkannt?"

„Doch, schon."

„Willst du mir nicht die Hand geben?"

Marianne drehte an ihrer Rose.

„Doch, schon," sagte sie, machte aber fürs erste keine Anstalten, meine dargebotene Hand anzunehmen. Dann griff ihre Hand zurück in die Luft,

gleichsam um den Weg noch etwas zu verlängern, und ruhte endlich, nach einem Bogen von oben, von der Schulter her, in meiner Hand. Ich hielt diese rötlich schimmernde Hand einen Augenblick fest und drückte sie.

Marianne trug einen blauen Rock und eine braune wollene Bluse, die ihren Hals und ihre Arme frei ließ. Ihre Füße waren unbekleidet, doch Sandalen bedeckten die Sohlen, und Lederriemen umschnürten die kräftigen Fesseln. Mariannes Gestalt wirkte eigentümlich nackt in dieser Kleidung. Achtzehn Jahre war sie alt!

„Wie geht es deinem Sohn?"

„Gut geht es!"

„Ist er gesund?"

Marianne lachte, verschränkte die Hände auf ihrem Nacken unter dem schwarzen geschliffenen Knoten ihres Haares und zeigte ihre gierig schimmernde Kehle.

„Freilich. Muß er."

„Warum muß er?" fragte ich.

„Ein Junge muß gesund sein," sagte Marianne.

„Ja — nicht wahr? Und auch ein Mann?"

„Ein Mann muß auch gesund sein," sagte

Marianne, legte den Arm um den Hals der Kuh und beugte das Gesicht vor. Als aber das Tier sich schnaubend ihrer Stirn näherte, wich sie mit einem „Ach du!“ zurück.

„Warum bist du denn noch nicht verheiratet, Marianne?“ fragte ich unsicher.

Marianne fuhr mit ihrer roten Zunge die Lippen entlang.

„Die Schande,“ sagte sie und sie lachte, als sei ihr ein komischer Gedanke gekommen.

Ich runzelte die Stirn.

„Höre, Marianne, du bist doch zu klug, um so etwas zu glauben! Die würden doch alle froh sein ...“

Marianne wurde ernst. Sie schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht klug,“ sagte sie.

„So?“ fragte ich. „Was bist du denn?“

Marianne deutete mit dem Zeigefinger auf ihre Stirn.

„Ich bin dumm,“ erklärte sie. „Dumm geboren, nichts zugelernt.“

„Ach geh! — Du bist nicht dumm!“

Marianne zuckte die Achseln. Sie hatte eine eigene Art, dabei den Kopf zurückzuwerfen, ungefähr wie jemand, dem man kaltes Wasser in den

Nacken gegossen hat — der ganze Körper bewegt sich schlangenhaft.

„Was tut's? Man ist jung."

Ich lachte erregt auf.

„Ja, nicht wahr? Und gesund? So schön jung!" Marianne ging ohne Gruß davon, drehte sich plötzlich in den Hüften ein klein wenig zurück, riß ihre Rose aus dem Mund und warf mir den Stengel, der von ihren Lippen benetzt war, ins Gesicht. Darauf ging sie ruhig, als sei nichts geschehen, den Wiesenpfad entlang.

„Schöne Stille auf meinem See," sang sie.

Gott weiß, was für ein Lied das war!

Dreimal wurde auf der Schloßterrasse mit dem Lederklöppel an den Gong geschlagen. Die Töne erfüllten mit zitterndem Schwingen die glühend rote Luft.

Ich hob die Rose auf. Ein Blutstropfen aus Mariannes Mund schimmerte am Dorn. —

„Was ist eigentlich mit Marianne?" fragte ich meine Mutter bei Tisch.

Angelina senkte die Lider, warf mir einen schiefen, zaghaften, metallenen Blick aus ihren grauen Augen zu und beugte sich tiefer über ihren Teller.

„Sie ist fleißig," antwortete meine Mutter befriedigt, mit tiefer Stimme. „Elle ne regarde pas les hommes. Je suis bien satisfait."

„Satisfaite," sagte Angelina.

„Was sagst du, Angelina?" fragte meine Mutter mit verdächtiger Höflichkeit.

Angelina schälte mit ihren wunderschönen, blutleeren, schmalen Händen eine Melone für mich.

„Je suis bien satisfaite, maman, nicht: satisfait."

Angelina wandte den Kopf zur Seite, so daß der Kerzenschein ihre grauen Augen aufleuchten machte, und fragte liebenswürdig: „Nimmst du zur Melone Zucker, Walther, oder Pfeffer und Salz?"

Ich versuchte noch einmal das Gespräch auf Marianne zu lenken, doch da war eine gewisse Gereiztheit an unsrer Tafelrunde eingetreten.

Meine Mutter, die eine Russin von Geburt war, liebte es, französisch zu sprechen, aber sie sprach es immer falsch.

3

Gegen elf Uhr saß ich am offenen Fenster und rauchte. Ich hatte es mir in der letzten Zeit angewöhnt, ganz schwere Zigarren zu rauchen.

In unſerm Schilf quakten die Fröſche, Hunde aus anliegenden Dörfern bellten, Mücken ſummten, die Sterne flimmerten berückend, berückender noch über unſern Roſenſträuchern die Glühwürmchen, die ſich in der Täuſchung ihrer Liebesſinne zuweilen meiner brennenden Zigarre näherten. Ich zählte die Viertelſtunden, die von der Dorfkirche verkündet wurden. Dort auf dem Friedhof oder unter den kühlen Flieſen der Kirche ſchliefen viele Tote unſers Landes. Die Erinnerung an Jahreszahlen wie 1705 oder 1732 ließ mich leicht erſchauern.

Dann dachte ich an Chriſtine.

Dereinſt Kinder von ihr zu haben! Vor ihrem ſchönen Blick fruchtbar und arbeitſam zu ſein! Mit ihr verbunden zu ſein in einer Welt gemeinſchaftlicher Intereſſen, bedeutſamer und geringer! An ihrer Seite reifer und älter zu werden! Durch unermeßliche Liebe ſie vor dem Weibesſchickſal frühen Alterns zu bewahren! Die zweite Generation aufzuziehen und das Patriarchenalter zu erreichen! Endlich auf jenem Friedhof neben ihr zu liegen, auf ihrem Grabſtein und auf meinem die gleiche Jahreszahl des Todes!

Doch traumhaft entwich Phantaſie. Meine

Gedanken waren bei der jungen Marianne, bei der schönen, jungen Marianne. Ich nahm den dornigen Stengel der Rose in den Mund und ritzte meine Haut. Mariannes Blut vermischte sich mit meinem Blut.

Ich erinnerte mich jetzt einer Geschichte von Marianne, die ich in meiner Jugend oft gehört hatte. Sie war einst als dreizehnjähriges Mädchen mit ihrem jüngeren Bruder des Sonntags von der Stadt aus über die Feldwege hin ihrem Heimatsdorf zugewandert. Vor der letzten Schankstube der Stadt war ihnen ein Fuhrmann begegnet, der sich anschickte, mit lärmenden und gemeinen Reden hinter dem Mädchen herzugehen. Die Kinder faßten sich in der Einsamkeit der rötlich schimmernden Felder an den Händen, ein wenig ängstlich, dennoch belustigt über ihr Abenteuer, bis der Schrecken über die immer größere Nähe des Mannes sie ergriff und beide zu laufen begannen, Marianne mit hochgeschürzten Röcken, von dem voranstürmenden Bruder am Arm gezogen. Beim Anblick ihrer Flucht brüllte der Fuhrmann auf, jagte dem Mädchen nach und warf es zu Boden. Er hatte ein widerstrebendes Weib daheim und viele Kinder, die aus zwei Ehen stammten,

und er war, obwohl fünfzigjährig, kräftig wie ein Stier. Marianne aber, die er im Vorbeifahren auf den Feldern gesehen hatte, lebte seit einigen Wochen in seinen Gedanken. Der Knabe versuchte die Schwester weinend aus der Umschlingung des Mannes zu befreien, doch seine Kräfte genügten nicht. So durchschnitt er schnell wie ein Hirsch die Dämmerung, der Landstraße zueilend, wo er drei Kürassiersoldaten aus der Garnison mit ihren Mädchen begegnete. In verwirrten Worten deutete der Knabe auf die Landschaft und berichtete endlich den Vorfall. Mit einer pochenden Lüsternheit im Herzen, mit abgerissenen Witzesworten auf den Lippen liefen die Soldaten den Feldweg entlang, bis sie Marianne allein, geschändet und, wie es schien, leblos auf der Weide fanden. Jetzt empörten sich doch die Herzen der drei Männer, und mit einer knirschenden Wut in den stumpfen Soldatengesichtern begannen sie die Verfolgung des Verbrechers aufzunehmen. Andere Spaziergänger waren unterdessen herbeigeeilt, und bald wandten sich einzelne Abteilungen in den Carvener Forst, wohin der Fuhrmann geflüchtet sein mußte. Ihre Nachforschungen blieben in dieser Nacht vergeblich.

Am nächsten Morgen jedoch fand man den Fuhrmann erhängt am Waldesrand.

Marianne erholte sich geschwind aus ihrer Ohnmacht. Sie ordnete ihr Haar, glättete ihren Wollrock und begann halb lachend, halb weinend auf den „betrunkenen Kerl“ zu schimpfen, der sie, wie sie meinte, aus nichts als Bosheit und Tücke „hinterrücks geohrfeigt“ und zu Boden geworfen hatte, denn es war ihr nicht deutlich zum Bewußtsein gekommen, was mit ihr geschehen war. Aber einige Monate später zeigte es sich, daß sie ein Kind unter dem Herzen trug. Die Kunde von der verübten Untat durchflog schnell das ganze Land. Die Erbitterung über den Verbrecher war so groß, daß man seinen Leichnam beschimpfte und bespie und sein geschwollenes blaues Gesicht mit Füßen trat.

Um die Herbstzeit ist dann meine Mutter nach Carve gefahren, um Marianne kennenzulernen und sich mit ihr zu bereden. Meine Mutter hat mir später dieses Zusammentreffen geschildert. Angelina, die sich angeboten hatte, meine Mutter zu begleiten, wurde mit Entsetzen zurückgewiesen, hingegen wurde unsere Französin zur Mitfahrt bestimmt. Kaum war der Wagen jedoch in die Carvener Landstraße eingebogen, als es Made-

moiselle übel zumute wurde, „mal au coeur“. Sie bat flehentlich um Erlaubnis, im Gasthaus absteigen und dort auf meine Mutter warten zu dürfen. Sie hatte eine lähmende Furcht vor der Gegenwart des überfallenen Kindes. In ihren unklaren Vorstellungen von der Unschicklichkeit dieses Verbrechens und seiner Nachwirkungen sah sie allenthalben Gehängte an den Bäumen. Meine Mutter setzte also ihren Weg allein fort.

Es stellte sich heraus, daß Marianne in der Rübenernte war. Unser Kutscher bedeutete Mariannes Mutter in ihrer Küche, sie solle sich von unserm Wagen mit ihren habgierigen Reden und Klagen zurückhalten, da der „Gnädigen“ jedes „Bauerngeschwätz“ zuwider sei. Die Frau verblieb also ärgerlich in ihrem Haus, wo sie sich lärmend zu schaffen machte.

Sobald meine Mutter später Marianne erblickte, die mit hochgeschürzten Röcken, irgendeine Last auf den Schultern, von den Feldern heimkehrte — „wie der gute Hirte, der das Lamm trägt“ — stieg sie aus dem Wagen, nahm das scheu und mißtrauisch widerstrebende Kind in Gegenwart vieler Dorfbewohner in die Arme und küßte es auf die Augen.

Marianne war, als sie über die Bedeutung ihres Abenteuers unterrichtet worden war, trotz ihrer anfänglichen Unbekümmertheit unruhig und leicht erregbar geworden. Die Buben zeigten auf sie als auf eine von Gott Gezeichnete, und Spottworte wurden hinter ihr laut. Die Teilnahme der Frauen und der Mädchen ihrer dörfischen Gemeinde hatte einen lüsternen Charakter, prüfende Blicke maßen den Umfang ihres gequälten Kinderleibes. Marianne zuckte jetzt leicht bei jedem Geräusch zusammen, und nachts, wenn sie mit ihren Brüdern und Schwestern im Bette lag, ertönten zuweilen ihre herzzerreißenden Schreie, wofür sie dann von den Geschwistern mit den Füßen gestoßen und am Haar gezerrt wurde. Zudem bekam sie Schläge von ihrer Mutter wegen der „Schande", die sie über das Haus gebracht hätte.

Nun erzählte meine Mutter eine wundervolle Begebenheit von Marianne. Als meine Mutter ihr nämlich gerührt zuflüsterte: „Mein geliebtes Kind — was hat man Ihnen getan!", da hat Marianne geantwortet, wobei sie sich unwillig mit dem Handrücken über den Mund fuhr: „Es wird's tragen! Groß wird es werden wie alle!" Dieses „es" hat auf meine Mutter einen tiefen Eindruck

gemacht. „Regarde, mon enfant," so erzählte meine Mutter später, „mein Gott, wie alt war Marianne denn damals! Dreizehn Jahre in unserm spät entwickelten Bauernschlag — nicht einen Augenblick denkt sie bei solch einer Frage an sich und ihre Schande — nur wie ihr Kind einmal das tragen wird! Alles Gefaßte, Ergebene und Starke, immer wirst du es bei den Leuten finden." Meine Mutter nannte das Volk immer ‚die Leute'. — Und sie fuhr fort: „Qu'elle soit bénie — sie sei gesegnet, die kindliche Mutter in der Natur und im Weltall!" Es wurde dann beschlossen, daß Marianne auf unserm Gut entbinden und hier später Dienste nehmen sollte.

Ungefähr ein Jahr danach sah ich Marianne auf unserm Gut, wo meine Mutter sie mit der liebreichsten Fürsorge aufgenommen hatte. Sie arbeitete auf dem Feld bei der Ernte. Eine alte mürrische Frau brachte ihr auf Geheiß meiner Mutter das Kind zum Säugen. Marianne, die Vierzehnjährige, ließ sich auf einem Kornbündel inmitten der Mägde nieder, entblößte ihre weiße, perlende Brust, faßte mit der andern Hand nach hinten zur Stütze ins Korn und legte mit der Rechten den Knospenmund des Knaben an die mütterliche und

kindliche Quelle ihrer Brüste. Zu mir aber blickte sie hin, lachend, lüstern und doch eigentümlich streng, als wollte sie sagen: ‚Ja, schau nur her, so geht es bei uns Frauen zu, wenn wir unsere Kinder haben!‘ — mich blickte sie an, der sie hingerissen wie ein Wunder betrachtete. Und ich vergesse nie, wie sie das Kind der alten Frau zurückgab, jenen Tropfen Milch, der an ihrer Brust haften blieb! Alle Sterne waren in der Herrlichkeit dieses Tropfens.

Daran dachte ich und an so manches andere, als sich leise die Tür zu meinem Schlafzimmer öffnete und gleich danach zwei Hände meine Augen bedeckten. Ich löste sie sanft von meinem Gesicht ab.

Es war Angelina, in einem hellen Kimono, mit nackten Füßen.

„Sie schläft,“ sagte Angelina und sie legte den wunderschönen Zeigefinger an die Lippen.

„Ach, Angelina,“ sagte ich glücklich, „du bist es? Treibst du noch immer solche Scherze? Komm, setze dich.“

Angelina verzog den Mund. Sie machte eine ‚Schnute‘, wie wir es früher genannt hatten, und dabei verdrehte sie kindlich blöde die Augen.

„Wohin?“ fragte sie mit gespielter Hilflosigkeit.

„Auf meinen Schoß.“

Angelina setzte sich auf meine Knie. Ich hielt ihren Leib mit dem linken Arm umschlungen. Wie schlank sie war! Mit dem glühenden Ende der Zigarre leuchtete ich ihr bleiches, edles, schwesterliches Gesicht ab, jeden einzelnen Zug beleuchtete ich. Ihr kastanienbraunes Haar duftete mir herbstlich in dieser Sommerfülle entgegen. Der Rücken ihres Kimonos bauschte sich im Winde.

Angelina gähnte und beim Gähnen fragte sie:

„Langweilst du dich?“

„Nein, gar nicht.“

„Und woran denkst du?“

„An Christine.“

„Du — an Christine! Christine ist immer so streng. Denkst du wirklich immer an Christine?“

Ich zögerte. Ich seufzte.

„Ich denke heute an ein Bauernmädchen, Angelina.“

Angelina spitzte die Ohren.

„An Marianne? — Ja? An Marianne?“

„Ja.“

Angelina stützte die Ellbogen auf das Knie, legte die Wange in die flache Hand und blickte nachdenklich hinaus in den Garten.

„Schön ist sie ...“ sagte Angelina.

„Ja. Schön.“

Nach einer Stille, als ein Stern mit tanzender Grazie über den Himmel strich, sagte ich nachdenklich:

„Ich will eine gesunde Frau heiraten, möglichst aus dem Landvolk — damit es gesunde Kinder gibt, gesunde Brut.“

„Willst du Marianne heiraten?“ fragte Angelina und sie sah mir neugierig auf die Lippen.

„Ja.“

„Und das Kind?“

„Wird mein Kind.“

„Hu!“

Angelina schüttelte sich und lachte ungebärdig.

„Was du für ein Held bist, Walther!“

Sie spielte nun eine kleine Komödie der kindlichsten Schmeichelei, streichelte mein Haar, meine Backen, meine Schläfen und rief einmal über das andere:

„Ai! Ai! Ist mein Brüderchen ein Held! Ai! Ai!“

Dann schlenkerte sie mit ihren Beinen ein klein wenig in der Luft umher und spreizte die rosigen Zehen.

„— bitte küssen!“ sagte sie und sie rieb ihre Nase an meiner, wie wir es als Kinder getan hatten.

Ich küßte ihre Hände.

„Mund,“ sagte sie.

Ich küßte ihren Mund.

„Weißt du noch, wie wir uns in der blauen Laube immer geküßt haben?“ fragte sie.

„Ja — ich habe oft daran gedacht.“

„Mehr!“ sagte Angelina und sie näherte ihren Mund dem meinen.

Ich küßte ihren Mund heftiger und tiefer. Angelina lachte, aber ihr Lachen war jetzt anders, ein wenig zitternd und girrend.

„Ist es dir gleichgültig?“

„Was?“

„Das Küssen?“

„Nein — garnicht.“

„Dir?“

„Nein — garnicht.“

Sie lehnte ihr Gesicht an meine Brust. Ich warf die Zigarre in den Garten.

„Ach — ich bin so verliebt,“ flüsterte Angelina und sie blinzelte schläfrig.

„In wen denn?“ fragte ich, meine Augen kühlend in ihrem Haar.

„In einen Mann.“

„Das glaube ich wohl, aber in welchen?“

„Die Männer ſind ſo gut ...“ flüſterte Angelina ſchlaftrunken. „Die Männer küſſen ſo lieb ...“

Sie wußte gar nicht mehr, was ſie ſprach.

„In wen biſt du denn verliebt?“

„In einen Bauern, lieber Walther,“ ſagte Angelina traurig und zärtlich und ſie ſchlief ein.

Wie glücklich ſie war, an der Bruſt eines Mannes ſchlafen zu können!

Ich hielt mich ganz ſtill.

Zwei Uhr ſchlug die Glocke, da wachte meine Schweſter erſchrocken auf.

„Gute Nacht, gute Nacht,“ ſagte ſie ganz ſchnell, machte ihren Kratzfuß, hauchte ein „Spinnweb!“ und „Bohnenblüte!“ in die Luft, bot mir ihren ſchlafwarmen Mund und lief ſcheu, komiſch ſchleichend, mit warnend erhobenem, leuchtend weißem Zeigefinger zur Tür hinaus.

Ich blieb am Fenſter ſitzen.

‚Meine ſchöne Schweſter Angelina,‘ dachte ich, weiter nichts.

Später fiel mir noch etwas ein.

‚Wie ich Marianne jetzt liebe! ... Wie ich Chriſtine verloren habe!‘

Die folgende Woche verlebte ich auf der Birkhuhnjagd. Angelina schlich traurig und gelangweilt im Hause einher oder sie machte die sonderbarsten Handarbeiten. Sie zeichnete dazu mythische Tiere und besprach sich mit ihnen. „Liebes Einhorn," sagte sie zum Beispiel, „ich will dir jetzt einmal von einem Geschwisterpaar erzählen, das sich über alle Maßen lieb hatte," und dergleichen mehr.

Ich brachte nicht viel Wild zur Strecke, denn ich war unachtsam und zerstreut, und dieser Seelenzustand übertrug sich allmählich auf meine Hündin. Zudem war es unerträglich heiß. Steppa ließ die Zunge hängen und hatte gläserne Augen; sie sah dann aus, als lache sie sich krank über diese Hitze.

Oft vermischte sich mir Christines Bild mit Mariannes. Dann hing ich meinen Gedanken nach, wie es sein würde, wenn ich Marianne geheiratet hätte. Ich erträumte mir die Ehe mit ihr. Was es für prächtige Kinder geben würde! Ich träumte Szenen aus unserer Ehe. In der dritten Woche träumte ich dies: Wir verbringen den Sommer am Meer. Wir haben auf dem Zimmer ge-

frühstückt — nach welchen Nächten! — nun gehen wir gleich von unserm Häuschen aus in unsern Bademänteln über den Strand. Wir gehen nicht auf den Brettern, sondern im weißen Sand, der unsere Schuhe durchglüht. Alle sehen Marianne an, alle bewundern ihre mütterliche, junge Gestalt. „Sieh die Muschel," sage ich, sobald wir am Strand angelangt sind, und ich reiche Marianne auf der flachen Hand die Muschel. Marianne legt sie ans Ohr und horcht dem eingefangenen Liebesrauschen des Meeres.

„Schön ist das," sagt Marianne, wirft wie ein Gassenbube die Muschel weit ins Meer und hebt den klaren Blick zu einem Segler am Horizont. Wir besteigen unsern Paddler und wir rudern hinaus. Unsere vom Wellenschaum benetzten Knie berühren sich zuweilen, und neue Glut und Sinnenlust, die wir in der Nacht verrinnen glaubten, steigt zugleich mit dem Morgen in unser Boot. Wir baden. Ich küsse Mariannes Knie unter den Wellen. Eine Liebeshymne aus den Tiefen des Meeres braust mir in mein Ohr. Wie schwer es ist, nicht nach oben getrieben zu werden!

So träumte ich eines Tages. Da steht Marianne am Wald vor mir. Sie ist verwirrt, glättet sich

ihr Haar und lacht kurz und zitternd. Steppa läuft hinzu und schmiegt den Rücken an ihren Oberschenkel, aber Marianne beachtet die Hündin nicht.

„Obacht!“ flüsterte sie, legte den Finger an die Lippen und blickte angespannt in den Wald zurück.

„Was gibt es hier?“

Marianne gebot mir mit einer unwilligen Handbewegung zu schweigen. Plötzlich lachte sie laut auf.

„Nun?“

„Ein Fuchs lief über den Weg,“ sagte Marianne scheinheilig und sie verdrehte den Kopf.

„Ein Fuchs, das glaube ich nicht, Marianne! Sieh Steppa an ...“

Marianne gab Steppa einen heftigen Schlag.

„Steppa ist eine dumme Hündin,“ erklärte sie. „Steppa hat keine Nase, Steppa hat keine Ohren, Steppa hat kein Maul. Hängen Sie Steppa im Rauchfang auf, junger Herr, und ... und ...“

Marianne lachte errötend.

„Vielleicht war es ein Wolf oder ein Bär,“ setzte sie hinzu.

„Und? Und? Was wolltest du eben sagen?“ fragte ich.

Marianne zog ein hilflos schlaues Gesicht. In diesem Augenblick sah sie wirklich wie ein Fuchs aus, dem sie begegnet sein wollte.

„Ich? Nichts."

„Doch! Du wolltest noch etwas sagen."

Marianne riß einen Ast ab, sie hob dabei die Arme hoch über ihr schwarzes Haar. Sonnenflecke umtanzten ihre Gestalt, einer von ihnen blendete ihr Auge. Sie zog die Nase kraus.

„Ich weiß schon," sagte sie, beschattete das Auge seitwärts mit der gekrümmten Hand und blinzelte zu mir hin.

„Und hängen Sie sich dazu, wollte ich sagen! Guten Morgen, gnädiger Herr."

Marianne pfiff der Hündin, als müßte sie jetzt ihr folgen, drehte sich um und sagte:

„Wissen der gnädige Herr, wer der Fuchs war?"

„Nun?"

Marianne spielte zerstreut wie ein Kind mit ihren Fingern an den Lippen: „Der schöne Gnadenknecht Wilhelm war der Fuchs," sagte sie und sie blickte mit einem merkwürdig geisterhaften Ausdruck auf meine Füße. „Wenn die gnädige Frau es erlaubt, wird zum Martinstag Hochzeit ge-

halten. So ist es beschlossen. Guten Morgen, junger Herr."

Sie sah noch einmal so eigentümlich starr auf meine Füße. Dann schritt sie wieder in den Wald, blieb nach einer Weile stehen, untersuchte etwas an ihrer Sandale und entschwand.

Steppa stellte sich mir gegenüber hin, sah mich aufmerksam an, kratzte sich mit dem Hinterfuß das Ohr und keuchte dann lachend. Speichel floß von ihrer Zunge herab.

„Steppa. Mein Hundchen ..." sagte ich.

5

Ich saß wieder nachts am offenen Fenster. Es regnete. Schräg ging der Herbstregen über das Land, mit fließender Gebärde, endlos und süß war seine Melodie.

Ich war nicht zu Christine gewandert — was sollte mir Christine! Sie war ein bleicher Schatten geworden.

Meine Mutter hatte ihre Einwilligung zu Mariannes Heirat gegeben.

Angelina saß auf einem Schemel zu meinen Füßen. Ihre Nasenspitze hatte sie auf dem Fensterbrett. Wie ein aufmerksamer Hund, gleichsam mit

gespitzten Ohren, blickte sie in den Regen, zuweilen drehte sie die Augen zur Seite.

„Kein Mond, keine Sterne," sagte sie, ahmte die Sprache eines dreijährigen Kindes nach und blickte mich an, als hätte ich gescholten.

„Keine Marianne, kein Gnadenknecht," lallte Angelina und wischte sich mit den Knöcheln ihrer Zeigefinger die erfundene Träne aus dem Auge. „Keine gesunde Brut... Ganz kleine kranke Kinder werden wir haben," lallte Angelina tränenselig, „mit schwachen Beinchen und Triefäuglein, ganz kranke Kinderchen."

Ich zog Angelina auf meinen Schoß. Sie legte ihre wunderschönen, kühlen Hände um meinen Hals, als wollte sie mich erwürgen.

„Wollen wir fliehen, Angelina?" fragte ich matt lächelnd.

„Ja — fliehen!" rief Angelina, bleich vor Begeisterung, und sie preßte ihre Hände an meinem Hals zusammen. „Aber wohin?"

„Nach Paris!"

„Pariiiis! Walther, Pariiiis!"

Angelina schrie. Das jahrhundertalte Vergnügen der Menschheit an der festlichen Stadt jubelte aus Angelinas hellen Vokalen.

halten. So ist es beschlossen. Guten Morgen, junger Herr."

Sie sah noch einmal so eigentümlich starr auf meine Füße. Dann schritt sie wieder in den Wald, blieb nach einer Weile stehen, untersuchte etwas an ihrer Sandale und entschwand.

Steppa stellte sich mir gegenüber hin, sah mich aufmerksam an, kratzte sich mit dem Hinterfuß das Ohr und keuchte dann lachend. Speichel floß von ihrer Zunge herab.

„Steppa. Mein Hundchen ..." sagte ich.

5

Ich saß wieder nachts am offenen Fenster. Es regnete. Schräg ging der Herbstregen über das Land, mit fließender Gebärde, endlos und süß war seine Melodie.

Ich war nicht zu Christine gewandert — was sollte mir Christine! Sie war ein bleicher Schatten geworden.

Meine Mutter hatte ihre Einwilligung zu Mariannes Heirat gegeben.

Angelina saß auf einem Schemel zu meinen Füßen. Ihre Nasenspitze hatte sie auf dem Fensterbrett. Wie ein aufmerksamer Hund, gleichsam mit

gespitzten Ohren, blickte sie in den Regen, zuweilen drehte sie die Augen zur Seite.

„Kein Mond, keine Sterne," sagte sie, ahmte die Sprache eines dreijährigen Kindes nach und blickte mich an, als hätte ich gescholten.

„Keine Marianne, kein Gnadenknecht," lallte Angelina und wischte sich mit den Knöcheln ihrer Zeigefinger die erfundene Träne aus dem Auge. „Keine gesunde Brut... Ganz kleine kranke Kinder werden wir haben," lallte Angelina tränenselig, „mit schwachen Beinchen und Triefäuglein, ganz kranke Kinderchen."

Ich zog Angelina auf meinen Schoß. Sie legte ihre wunderschönen, kühlen Hände um meinen Hals, als wollte sie mich erwürgen.

„Wollen wir fliehen, Angelina?" fragte ich matt lächelnd.

„Ja — fliehen!" rief Angelina, bleich vor Begeisterung, und sie preßte ihre Hände an meinem Hals zusammen. „Aber wohin?"

„Nach Paris!"

„Pariiis! Walther, Pariiis!"

Angelina schrie. Das jahrhundertalte Vergnügen der Menschheit an der festlichen Stadt jubelte aus Angelinas hellen Vokalen.

„Wir werden bei Ritz Tee trinken ...“

„Ich bin deine Frau ... Wir tragen Ringe an den Fingern ...“

„In der Rue de la Paix bleiben wir vor den Juwelieren stehen.“

„Und nachts werden wir uns küssen — ja, Walther, küssen?“

„Wir werden Abenteuer haben —“

„Maßlose.“

Wir küßten uns. Ein geisterhaftes, scheu verfliegendes Lächeln bebte um Angelinas kühlen Mund, und ich fühlte das Abbild dieses Lächelns um meinen Mund.

Während die Feuchtigkeit unsrer Lippen sich miteinander vermischte, lösten sich von den küssenden Lippen die uralten Seufzer der Menschheit und flatterten wie ängstliche Vögel in die Regennacht: Warum sind wir Geschwister geworden! Ach, warum sind wir Geschwister geworden!

Als Angelina fortgegangen war, betrachtete ich Mariannes Rose. Ich küßte den Dorn, diese einzige Stelle in der Welt, an der unser Blut sich vereinigt hatte.

Dagmar

1

Ein qualvoller, friedloſer Winter war dieſen Erlebniſſen des Sommers gefolgt. Kein Wort von Chriſtine, keines vom Doktor, keines von Blanche! Nun war Oſtern nahe, und Angſt bedrängte mich vor dem Doppelfeiertag, ohne Freund, ohne Frau, ohne Ruhe und Heiterkeit.

Der einzige, dem ich mich in dieſen Jahren anzuvertrauen gewöhnt hatte, war Erwin Gaſt, der noch immer die Sorbonne beſuchte. Nichts wäre ihm heftiger zuwider, ſo ſchrieb er zuweilen, als der Gedanke, im Verlauf der nächſten Jahre Deutſchland auch nur beſuchsweiſe berühren zu müſſen. Ich liebte auf dem Umſchlag ſeiner Briefe die kleine franzöſiſche Marke, die mir oft, wenn ich von einſamen Spaziergängen zurückkehrte, einige Minuten der angenehmſten Lektüre verhieß. Es bereitete mir Vergnügen, alsbald zu antworten. Den Zuſtand meiner Seele ſetzte ich ihm

mit jenem Pomp auseinander, mit dem die Jugend ihre Seelenzustände zu umkleiden liebt. Als aber Erwin eines Tages von meinen neuen Kanossaplänen Kunde erhielt, verstummte er. Ich glaubte zu wissen, daß er mir zürnte, daß er anfing, in mir den Narren zu wittern, der ich in der Tat war.

Ich lag am Sonntagabend, eine Woche vor dem Osterfest, in meinem Zimmer auf der Erde und studierte in einer Landkarte den Weg einer Fußwanderung, die ich einige Stunden nach Mitternacht anzutreten gedachte. Nichts auf der Erde sollte mich jetzt davon abhalten, diese Wanderung vorzunehmen, die einzig mir not tat. Ich beabsichtigte, kurz vor dem Beginn der Osterferien die inzwischen zum Examen gereiften jungen Kameraden, den Doktor und auch Christine zu begrüßen, die, wie ich auf Umwegen erfahren hatte, gewohnterweise die letzten Tage des Schulquartals auf dem Gut zu verbringen pflegte. Die Vorstellung, den ersehnten, fast schon mythischen Gestalten, die ich verloren hatte, in einigen Tagen nahe zu sein, und das Glück eines in langen inneren Kämpfen gefestigten Entschlusses hob meine Fröhlichkeit zu den Sternen, gab meinem Mund Lobgesang über Lobgesang.

Ein Automobil hielt lärmend vor dem Haus. Ich trat summend und singend an das Fenster. Im Licht der Scheinwerfer erblickte ich den Umriß einer Figur, die ich zu kennen glaubte. Ich erschrak, mein Herz wurde sehr bang.

Gleich danach schellte es. Ich hörte meine Wirtin die Tür öffnen. Eine Stimme schien ihr schnelle Befehle zu erteilen. Dann trat Erwin Gast in mein Zimmer.

Er nahm mich in die Arme, als sei ich ein Kind, küßte mich auf die Augen, dann, während er den schweren Automobilmantel abwarf, brach er in ein dröhnendes und sehr gallisches Gelächter aus, in seinen mir wohlbekannten „éclat de rire".

„Wir sind mit dem Automobil von Straßburg hierhergefahren! In zwei Stunden geht der Nord-Süd-Expreß an die Riviera! Wir haben Billetts bis Monte Carlo! Drei Kabinen, die dritte für dich! Wie rufen doch eure Fürsten hierzulande, wenn sie sehr fröhlich sind? Hurra! Hurra! Hurra!"

Erwin hatte den Ranzen umgestülpt und mit fieberhafter Schnelligkeit die Dinge dort drinnen nach irgendeinem Gesichtspunkt sortiert. Nach soviel Stunden großer Einsamkeit war mir das über-

mäßig Lebendige dieſer Erſcheinung allzu traumhaft verwirrend, als daß ich irgendein vernünftiges Wort hätte hervorbringen können. Das ſchien Erwin auch keineswegs zu erwarten. Ich ſah den Freund in meinem Stübchen mit Herrſchergeſten hantieren, ich hörte ihn meiner Wirtin in einem Jargon, der aus München und Montmartre gemiſcht war, Befehle zurufen, deren Bedeutung ich nicht recht begriff, ich ließ die Augen von ſeiner Erſcheinung nicht ab. Da war noch immer dieſe ſchöne Linie von den breiten Schultern unter dem amerikaniſchen Anzug zu den überaus ſchmalen und frech anmutenden Hüften. Auf dieſem Geſicht: die rieſenhaften Brauen, geſchwungen wie Pantherrücken, die üppige und cäſariſche Naſe, die barockartigen, ſinnlichen Hände.

Er ſchrie, während er Kleider aus meinem Schrank riß:

„Du wirſt übermorgen weinen, mein geliebter Junge, weinen, wenn du das Mittelländiſche Meer ſiehſt! Als ich das erſtemal im Hafen von Marſeille ſtand, hat ein tonkineſiſcher Kohlentrimmer mich verhöhnt, ſo taumelte ich über den Pier und grölte: Oh, du Heimat der Ziviliſation, ewiges

Becken der Mutter Europa, du fruchtbarstes und edelstes Organ ihres edlen Leibes! — Ha! Er schickt sich an, Fußwanderungen durch das verträdelt-liebliche Deutschland zu machen! Zurückzukehren in sein Kinderland, während die Welt brüllend erfüllt ist von Aeroplanen, Luxuszügen, Automobilen, Steamern und Motorrädern!... Wahrhaftig: er trägt noch Nachthemden! Aber, mein Liebster, man trägt Pyjamas! Weißt du das nicht? Die Frauen dort unten werden ersticken vor Lachen, wenn sie einen hübschen Jungen wie dich im Nachthemd sehen!"

Ich fühlte ein Zittern in meinem Mund, meinen Augenlidern, meinen Schläfen.

„Erwin — ich will nicht mit dir nach der Riviera fahren."

„Natürlich willst du nicht! Aber du wirst gezwungen, es zu tun! Das ist die Sache!"

Und er sang einen Gassenhauer:

„Depuis ce jour fatal — Je ne vais plus au bal —"

Er unterbrach sich: „Eine wunderschöne, wunderschön blonde, wunderschön schmale und schlanke, wunderschön hochbeinige Dame — kurzum, es ist das Urbild deines Typus, chéri, der dich im

Nord-Süd-Expreß erwartet! Man freut sich, freut sich unermeßlich, dich zu sehen!“

Auch für einen Anachoreten ist es interessant zu hören, daß eine wunderschön blonde Dame im Nord-Süd-Expreß auf ihn wartet und sich ‚unermeßlich‘ freut, ihn zu sehen.

„Wer wartet, Erwin?“ fragte ich gespannt.

„Oh lala! On verra, on verra!“

„Ach, Erwin, wie albern du bist!“ stöhnte ich kleinlaut. „Als ob ich überhaupt Geld hätte, solch eine Reise mit dir zu machen!“

Erwin stand entrüstet in der Mitte des Zimmers.

„Aber ich habe Geld — ich! Honorar für meinen ersten Roman! Honorar für meinen ersten Novellenband! Honorar für meine erste Gedichtsammlung! Vorschuß dazu! Alles in allem siebentausend. Ich lernte diesen Mann, der es mir gab, in Paris kennen. Il est un amour!“

Siebentausend Mark. Achttausendvierhundert Franks für unsre Reise! Ich trank heftig Wasser. Das Haar klebte strohig an meiner Stirn.

„Du willst . . . spielen willst du in Monte Carlo?“

„Ich mache dreißigtausend aus acht. Ich habe ein System. Ich werde täglich sieben Stunden

im Kasino arbeiten, und du wirst unterdessen die Schöne, Hochbeinige, die mit den schmalsten Fesseln der Welt — unterhalten wirst du sie, dazu nehme ich dich mit! Wir werden nicht in Monte Carlo selber wohnen, sondern in Beaulieu, zwischen Nizza und Monte Carlo — nun vorwärts, bitte! Laß mich nicht alles allein tun! Pack deine Habe und —"

Er folgte jetzt meinem Blick, der auf Christines Photographie gerichtet war. Er ging auf den Arbeitstisch zu, mit behutsamen und geschmeidigen Händen nahm er das Bild auf. Er betrachtete es lange, seine Augen wurden hell, fast weiß in Zartheit. Er streckte den linken Arm aus, er zog mich, etwas schauspielerhaft, an seine Brust.

„Du bist noch nicht reif, zu ihr zurückzukehren."

Er fügte hinzu, sanft und bestimmt:

„Denn du bist noch nicht weit genug von ihr entfernt gewesen — mein Liebster."

2

Der Nord-Süd-Expreß stieg keuchend den Brenner hinauf. Wir saßen im Speisewagen bei geöffnetem Fenster. Die Bedienten hatten das Licht

verdunkelt und sich zurückgezogen, nachdem sie uns zuvor reichlich mit Getränken versorgt hatten.

Unser Haar flatterte im Luftzug, die Haut unsrer Gesichter war kühl von der Gebirgsluft und feucht vom Dampf der Maschine. Zuweilen, wenn wir müde geworden waren, uns in die Augen zu sehen und die verantwortungslos heiteren Gespräche unsrer zwanzig Jahre zu führen, blickten wir hinaus. Die Umrisse des Gebirges standen unter einem mattbestirnten Himmel wie große Ahnungen. Die Schreie der Raubvögel über den Felsenpässen vereinigten sich mit dem Knirschen unsrer gehemmten Räder. Unten im Tal aber, neben unserm Schienenstrang, war alles eigentümlich nah und von herber Wirklichkeit. Wir glaubten, unsre Hände über die Rücken der dahingekauerten glockenhallenden Rinder zu führen, deren schlaflose Augen hell zu den Wolken oder mit rötlichem Schein zu den Fenstern unsers Zuges aufsahen; wir schritten an den dämmernden, kaum noch lesbaren Kilometersteinen der Paßstraße vorbei, und für einige Augenblicke wohnten wir in den Stuben der Bauernhäuser, knieten vor dem lichten Öl ihrer Heiligen, horchten auf die Haustiere, wie sie die Scheite des unter der Rampe

aufgeschichteten Brennholzes knarrend bewegten, hörten das Rollen unsers Zuges in den Dorfstraßen, sein verklingendes Stöhnen zwischen Felswänden, und ahnten endlich die hinter uns wiedergewonnene Stille der Landschaft.

Ich hob meinen matt perlenden Whisky an die Lippen.

„Wer ist jene Dame, die dich begleitet?“

Erwin sah undeutbar lächelnd an meiner Schläfe vorbei in die Nacht.

„Du hast sie nicht erkannt?“

„Nein. Es war dunkel im Coupé, als ich sie begrüßte. Aber —“

„Nun?“

„Als ich ihre Hand küssen durfte, hatte diese Haut einen wohlvertrauten Hauch.“

„Ja?“

„Mir war, als habe diese Hand eben noch Wasser geschöpft und als seien einige Tropfen der Feuchtigkeit an der Haut hängen geblieben.“

„Zu denken, Walther, du hast es mir geschrieben, daß du einst einen solchen Abscheu vor dieser Hand hattest, daß du nicht an derselben Stelle baden mochtest, an der ihre Finger sich in den Fluß getaucht hatten.“

Ich stutzte. Ich erschrak.

„Dagmar?“

„Ja. Dagmar.“

Erwin bog sich zum Eiskübel hin. Die feuchten silbernen Etiketten der Flasche leuchteten auf, er goß Champagner und Porter in die Gläser. Er hatte in den Mundwinkeln ein Lächeln.

„Was ist's mit ihr?“

„Sie zeichnet. Sie studiert ein wenig Musik. Zuweilen tanzt sie auch in leichtesten Schleiergewändern. Wir legten in Paris die langen, schmalen Louis-Quinze-Spiegel auf die Erde, wenn sie tanzte.“

„Sie ist verkommen?“

„Verkommen?“ wiederholte Erwin mit einem kleinen Lachen in der Kehle. „Im Gegenteil, mein lieber Anachoret. Sie ist angekommen. Sie ist arriviert. Sie wird in Paris von meinen französischen, irischen und skandinavischen Kameraden grenzenlos gefeiert. Sie erscheint in einigen Büchern der jüngsten Literatur. Sie ist Jeantine in ‚La colombe‘. Sie ist Dagny in ‚La grande Route de Mynheer van H.‘. Sie ist die Angeredete in Kilmarnocks Stanzen ‚Fairness of Death‘. Enrico Paradisi widmete Reger die erste und

Dagmar die zweite seiner Variationen, ihr über das Thema: D—a—g—a."

„Und wie erträgt sie diese Huldigungen?"

„Wie jemand, der aus seiner Jugend einige Komplexe im Herzen birgt."

„Das verstehe ich nicht."

„Das verstehst du nicht? Ich denke, gerade du solltest es verstehen."

Ein Küchenjunge des Nord-Süd-Expreß durchquerte schlaftrunken den Raum. Wir sahen ihn im Nebengelaß ein Fenster öffnen, sein ungekämmtes Haar flatterte im Wind, die feuchte Haut seines Gesichtes glänzte vom Nachtschweiß schlimmer Träume. Halbbekleidet, wie er da war, starrte er einige Zeit die wenigen Sterne, dann die Seitentäler des Gebirges an. Als ihn in seinem Hemd zu frösteln schien, zog er das Fenster hoch und kehrte sich ab.

Erwin winkte ihm. „Trinken Sie," sagte er und er schob ihm sein Glas zu.

Der Junge lächelte nicht. Er sah mit grüblerisch zusammengezogener Stirn auf das Glas.

Erwin betrachtete ihn mit den guten und besorgten Augen, die er zuweilen hatte.

„Sie sind lungenkrank, ja?" fragte er.

Der Junge riß erschrocken, als wolle man ihm ein Geheimnis entreißen, das er sorgfältig gehütet hatte, die Augen auf.

„Lungenkrank — nein — gewiß nicht!“ rief er ängstlich und er schloß unversehens das Hemd über dem Hals. „Der verfluchte Zug mit seinem Geknatter, der macht einem Kopfschmerzen, weiter nichts. Man kann nicht schlafen, weiter nichts.“

„Hm. — Also, trinken Sie doch!“ befahl Erwin dem Widerstrebenden. Er wandte sich an mich, da der Knabe zögerte. „Wie sagt man doch bei euch hierzulande in solchen Fällen? Prosit — nicht wahr? Also: Prosit, Kamerad! Trinken Sie!“

Dieses Losungs- und Passierwort seiner Kehle, dieses uralte, geheiligte Prosit seiner Väter ergriff den Jungen mit unwiderstehlicher Gewalt. Er trank sogleich, mit Durst und Gier, er stellte das Glas knallend, als sei es ein Humpen, auf den Tisch.

Erwin warf lachend den Kopf zurück.

„Wenn Sie nicht lungenkrank sind, so sind Sie gewiß verliebt.“

Der Junge lächelte jetzt, mit einem zarten Humor.

„Verliebt werden wir ja wohl sein,“ sagte er. „Das wird sich ja wohl gehören.“

Er starrte plötzlich wieder zum Fenster hinaus, erschreckt durch den nahen Ruf eines Käuzchens. Dann fuhr er leicht fröstelnd zusammen, bedankte sich für das Glas Wein und schleifte auf seinen Pantoffeln mit Räuspern und leichtem Husten hinüber in sein Gelaß.

„Alle Welt, die gesunde und die kranke, ist verliebt," sagte Erwin und er trank mit Zufriedenheit seinen Wein. Dann sprach er vor sich hin — es war, als seien seine Lippen Eigenwesen, die ohne Willen und Wissen des Gebieters Worte formten: „Wie schön, mein Junge, daß es Frauen auf dieser Erde gibt." Er schmiegte sich zärtlich an dieses Wort ‚Frauen' wie ein Halbträumender nachts an seine Kissen.

Er richtete seine Augen geradeaus, in die dunklen Korridore, dorthin, wo Dagmar schlief. Er hob sein Glas, als sei er im Begriff, einen Trinkspruch auszubringen. Wahrhaftig, es wurde ein Damentoast!

„Langgestrählte, holdbusige, zartgehäutete Geschöpfe — unsinnig Dumme, phantastisch Unbegabte in jedem Gebiet des Geistes — aber kein Pindar, kein Hirtenlied von Anfang her vermag solch eine Vorstellung vom Mythos der Mensch-

heit zu geben, wie die Letzte eures Geschlechtes auf Absätzen Louis XV. Was wir niemals oder nur selten sein dürfen, wir Denkenden: Natur — diese sind es noch in ihren parfümiertesten Tagen. Ave anima candida!"

Ich war unzufrieden über Erwins Abschweifungen.

„Du liebst Dagmar?" fragte ich, auf die Sache zurückkommend.

„Warum sollte ich nicht auch Dagmar lieben?"

„Aber es ist dir nicht notwendig, Dagmar zu lieben?"

„Es ist mir notwendig, auch Dagmar zu lieben."

Er fügte plötzlich hinzu, in verändertem Ton: „Diese junge Dame also hat sich einige Komplexe aus der sogenannten goldenen Jugendzeit zugelegt. Zum Speien übrigens: eure goldene Jugendzeit! Wer immer die unkomfortabelsten, quälendsten und quenglichsten Tage seines Lebens ‚goldene' nennen mag, immerzu! Für mich sind eure goldenen Jugendzeiten nichts als jene Tage, wo die Lunge Staub auffaugt bis zum Ersticken. Ein ganzes Leben ist nötig, um mit kräftigem Ausatmen den Staub wieder aus den Lungen zu pumpen, den man damals in tausend Ängsten schlucken mußte."

„Und Dagmar hat Staub geschluckt?“ fragte ich neugierig.

„Allerdings. Staub legte sich um ihre Gefühlswelt. Sie sah da auf dem Schulgut einen jungen Burschen, der sich den Teufel um sie scherte. Da sie herrschsüchtig und stolz ist, so begann sie natürlich gerade den unter den Hunderten zu lieben. Sie sah diesen jungen Burschen ein anderes junges Mädchen anbeten. Natürlich begann sie eben dieses junge Mädchen zu hassen — fanatisch. Heute liegt ihr das junge Paris zu Füßen, aber was nutzt es ihr, da sie das andre junge Mädchen nicht mit ihren schmalen, weißen, schwedischen Fingern erwürgen kann! Und was nützt es ihr, über Juda und Israel König zu sein, wenn du sie nicht liebst, mein Hirtenknabe!“

Ich errötete. Ich senkte die Stirn. Ich stammelte:

„Was du für Unsinn redest, Erwin. Das alles ist doch längst vorbei!“

„Das eben ist das Unglück der Leute eures Schlages: nichts ist bei euresgleichen vorbei. Ihr seid zu jeder Stunde zu den Tugenden und Lastern eurer goldenen Jugendzeit ganz versammelt. — Vorwärts also! Steh gefälligst auf! Klopf an

Dagmars Tür! Bring in deinen Küssen diese Seele zum Zerschmelzen!"

Der Zug hielt. Stimmen wurden laut. Ein Licht bewegte sich im Wind wie ein Vogelkäfig im Oval seines Reifens. Ein Hebel an der Schaltvorrichtung wurde knarrend bewegt. Der Schritt benagelter Stiefel erklang auf dem Stationsdamm, dann gemessener jenseits der Bahnsperre, dann im Warteraum, dann dumpfer auf der ersten, dann verklingend auf der zweiten Straße. Stille. Nur die Atemzüge der Maschine, bis die Kirchenuhr drei Schläge tat. Mit diesem dreifachen Ton, den wir über den nächtlichen Matten verhallen hörten, waren wir für einige Augenblicke zu Bürgern dieser Gemeinde, zu ihren Schicksalsgenossen geworden. Zärtlichkeit preßte mein Herz. Ich betete zu Gott, daß ich gut bleiben dürfte, schlechthin nichts als dieses Einfache: gut bleiben.

3

Ich saß am Abend unsers Ankunftstages im Garten des Hotels, einige Schritte vom Meer entfernt.

Ich weinte nicht, wie Erwin prophezeit hatte, als sich nun das Mittelländische Meer und sein Litoral vor meinen Augen ausbreitete, aber ich

hatte doch eine Empfindung, als ſei das Blut in meinem Körper blaß geworden.

Es war das erſtemal, daß ich das Meer ſah! Wohin — wohin nur ſollte ich meine Blicke lenken, um das Unfaßbare zu erfaſſen? Wo war ein Anfang? Die Küſte? Ach, ſtand ich an irgendeinem Punkt der Küſte, ſo waren zu meiner Seite mehr und immer fernere Küſten, und meine Sehnſucht nach dem Endlichen ſuchte, die Törin, das Fernſte! Wo aber war ein Ende? Horizont, das Wahngebilde menſchlicher Augen, tat wehe wie jeder menſchliche Trug. Herzbedrückendes Sinnbild der Erkenntnisgrenze! Zu wiſſen, daß hinter dieſen Räumen neue Räume ſind und ſie mit Blicken nicht erfaſſen dürfen! Zu wiſſen, daß nach dieſer andere Zeiten ſind und in ihnen nicht leben dürfen! ... Ein Wind ſtrich durch die Oleanderbäume hin, Ahnung von Vergänglichkeit flutete zu mir her, Welle um Welle.

Und dieſe Narrheit der Ziviliſation! Wenn ich zu laufen begehrte, wie ich als Knabe gelaufen war, mit freier Bruſt, die Sandalen an den Sohlen, an der Küſte entlang zu laufen, das ſalzige Waſſer gekräuſelt über dem Gelenk meines Fußes, den feinen ſtechenden Schmerz des Sandes an meinem

Knöchel, durfte ich jetzt so laufen, der ich in der Abendkleidung der Zivilisation auf der Bank des Hotelgartens saß? Oh, ich war genötigt, die Attitüde der „Erwachsenen“ zu bewahren! Auf der Bank zu sitzen, in mein Londoner Abendcape geschmiegt, die feine Ergriffenheit eines Europäers zu zeigen und zu schauen, fröstelnd zu empfinden, fröstelnd zu denken, anstatt inmitten des Ungeheueren mich zu rühren, zu regen und endlich wohltätig zu ermüden.

Dies also war aus mir geworden, der ich einst zu dieser Stunde des Tages durch die Schlafräume meiner jüngeren Kameraden zu gehen pflegte, um am Rand ihrer Betten zu plaudern, Sagen, Märchen und Traumlegenden von ihnen zu hören, ihre von Jugend fiebernden Hände in meinen zu halten, ihre Stirnen hart an meiner Stirn zu fühlen, wenn wir die kleinen Segensworte austauschten: Gute Nacht! — Laß mich deine Kissen richten! — Ja, danke, so ist's gut! — Nun schlafe wohl und gute Nacht! — Soviel innigstes Bemühen, Träume und Tränen, verbissene Kämpfe, Sieg und Niederlage, heiße Gebete, um endlich hier zu sein, auf dieser Bank, als Soldat der Zivilisation, in ihre Abenduniform gezwängt, die

seinen europäischen Schmerzen in der Brust: Sehnsucht nach einer gewissen überaus eleganten, schwer deutbaren Dame.

Die Sonne war seit einer Stunde versunken. Es war empfindlich kühl geworden. Ein tannengrünes Licht geisterte kalt über dem Wasser, in den Himmeln, auf der Anhöhe jenseits der Corniche. Ein Torpedoboot der französischen Kriegsmarine schoß auf das benachbarte Villefranche zu, Schiffe mit tabakbraunen Segeln, letzte Nachzügler des Tages, eilten noch vor Nacht nach Nizza, nach Monte Carlo, nach Beaulieu, andre zogen an ihnen vorüber ins Meer hinaus, zum nächtlichen Fischfang. Auf jeder Leinewand oben im Winkel las oder ahnte ich das mystische Emblem des Fisches, ἰχθυς, dieses Wort der Christenheit, gebildet aus den Anfangsbuchstaben ihres Gottes und seiner Attribute: Jesus-Christus-Gott-Sohn-Erlöser.

Die von den Seefahrern dem Hafen zustrebten, hatten guten Wind und wenig Zeit: die Fröhlichkeit des Nachtmahls, des Ehebettes, der heimatlichen Hütte, der abendlichen Gespräche, der Kindergesänge glänzte auf ihrer Fahrspur. Die in das ungewisse Meer der Nacht hinübersegelten, strichen

schwermütig-gelassen, hoheitsvoll-gedankenreich dahin. Sie hatten Zeit, denn eine Nacht über dem Wasser ist lang, und Gott ruft seine Stunden dort mit Trägheit aus.

Ich sah Dagmar mit leichten Schuhen die Landstraße überschreiten, die den Garten vom Hotel trennte. Sie schien meine Anwesenheit nicht bemerken zu wollen. Sie ging in den Seitenwegen, entschwand und wurde sichtbar. Sie hielt ihre Hände in den schrägen Taschen ihres Chinchillamantels. Zuweilen sah ich ihren Nacken mit dem mattblonden Haarknoten darüber, wenn sie sich bückte, um ihr weißes Gesicht in den exotisch duftenden Pflanzen zu verbergen.

Schließlich endete ihre Wanderung vor meiner Bank. Ich war aufgestanden. Sie löste ihre geschmückte, schmale und gedehnte Hand mit Widerstreben aus der Tasche ihres Mantels, sie reichte sie mir hin, seitwärts, weit von ihrem Körper entfernt, ohne Freundlichkeit. Ich sah den engen Blick ihrer blauen Augen mit hochgeschweiften Brauen übellaunisch auf meiner Stirn ruhen, dann zur Meeresfläche wandern. So groß war die Entfremdung zwischen uns, daß wir das Du der Jugendtage nicht mehr wagten.

„Sie haben geschlafen, Dagmar? Sie haben sich ausgeruht?“

„Ja. Ich habe geschlafen.“

Ich bemerkte jetzt, daß sie größer war als ich, wie sie so mit feinsten Fußgelenken auf schmalen und hohen Beinen vor mir stand. Im atmosphärischen Grün dieses Abends hatten ihr Gesicht und ihre Hände etwas pflanzenhaft Sinnliches, naturhaft Überzüchtetes, wie die Gewächse in diesem Garten. Sonderbar dieser Zusammenklang: der Chinchilla wie aus Menschen-Greisenhaar gebildet, und das junge mattblonde Haar dort über der hoch- und feingewölbten Stirn.

Wir standen da beide voreinander wie Kinder, die sich nichts zu sagen wissen, und wir sahen befangen über das Meer, das eben jetzt wie aus seiner grünen Flut hervor den ersten Stern erzeugt hatte.

„Wo ist Erwin?“ fragte Dagmar.

„In Monte Carlo.“

Dagmar streifte mich mit einem kleinen Blick.

„Er spielt?“

„Ja, ich denke, er spielt.“

Dagmar hatte ein sinnlich frisches Lächeln. Die gebogenen Flügel ihrer Nase, ein wenig gerötet

von der Abendkühle, bebten ironisch. Sie ließ sich auf der Bank nieder. Scheu nahm ich Platz an ihrer Seite.

„Finden Sie es gut, daß Erwin spielt?"

„Nein ... gewiß nicht ..." stammelte ich betroffen.

Ich fügte hinzu, fast fröhlich:

„Oh, wissen Sie, er kann dort drüben nicht viel Geld verspielen! Wir haben eine sehr zweckmäßige Abmachung: ich verwalte die Reisekasse. Er bekommt täglich dreihundert Franks von mir, die darf er verspielen. Mehr nicht."

Dagmar entnahm ihrer Tasche eine Dix-huitième-Tabaksdose, die ihr als Zigarettenetui diente. In die Innenfläche waren viele Namenszüge eingraviert.

„Das allerdings ist eine sehr zweckmäßige Abmachung," sagte sie.

Ich reichte ihr Feuer. Der kleine Schein meines Streichholzes machte Dagmars Augen aufblitzen.

„Und er hat heute, am ersten Tag, nur dreihundert Franks mit?" fragte sie nach einer Weile neugierig, die Zigarette im Mundwinkel, die Hände in den Pelztaschen.

Ich dachte über diese Frage einen Augenblick nach.

„Ich lag auf dem Sofa und schlief. Erwin kam in mein Zimmer und bat um seine tägliche Ration. Ich gab ihm die Brieftasche, da ich zu müde war, Geld zu zählen. Aber Erwin versprach, nicht mehr als dreihundert Franks daraus zu entnehmen."

Dagmar lachte, zum erstenmal fröhlich und fast kindlich.

„Worüber lachen Sie?" fragte ich erstaunt.

„Oh, über nichts. Es ist so amüsant."

Ich schwieg, ein wenig verstimmt.

Wir hörten die Musikkapelle die ersten Töne eines Tanzes spielen.

„Ist es nicht schön hier?"

Dagmars Blick ging gleichgültig über das Meer.

„Immer dasselbe," sagte sie, vor Überdruß ein wenig näselnd wie ein Gardekavallerist.

„Immer dasselbe?" fragte ich verwundert. „Das Mittelländische Meer?"

„Ja. Das Mittelländische Meer."

„Haben Sie es denn so oft gesehen?"

„O ja. Oft."

„Wann? Als Kind?" Ich errötete, als sei ich im Begriff, etwas Unschickliches auszusprechen. „Bevor Sie — dort bei uns waren?"

„Nein. Später."

„Später? In diesen letzten zwei Jahren?“

Dagmar betrachtete mich, ohne den Kopf zu wenden, mit einem schrägen, kleinen, blauen Blick über die pelzbekleidete Schulter hin.

„Denken Sie. Ich war in diesen letzten zwei Jahren oft am Mittelländischen Meer.“

Ich schwieg verwirrt. Dagmar stand auf.

„Ich glaube nicht, daß wir gut daran tun, auf Erwin zu warten. Wir wollen essen.“

Bedrückt folgte ich Dagmar, die, ihre Zigarette schräg im Mundwinkel, mit schmalem Gang und schmaler Fußspur die erleuchtete, musikerfüllte Halle des Hotels betrat.

4

Wir saßen an einem kleinen runden Tisch und wir bedienten uns mit den pretiösen französischen Speisen, die uns von schattengleichen Bedienten hingereicht wurden. In diesem nicht sehr großen Raum waren noch einige andere Tische besetzt. Dagmar hatte den Ellbogen ihres allzuschmalen Armes auf den Tisch gestützt. Sie rauchte nun wieder, nachdem sie wie ein verzogenes Kätzchen ein wenig an der Tasse ihrer Potage Jacques genippt hatte. Es machte mir Pein, den perlen-

geschmückten Hals zu sehen, den tiefen Ausschnitt ihres schwarzen Crêpe-de-Chine-Kleides mit der tierähnlichen Orchidee am Rand und, wenn sie den Arm ein wenig vorwärts streckte, die leuchtend junge Brust ihres schlangenglatten Körpers.

„Der Herr dort drüben — erkennen Sie ihn?“ sagte Dagmar nachlässig, während sie rauchend nach einer andern Richtung blickte als die war, zu der sie mich hinwies.

„Die zwei Herren links?“

„Ja. Es ist mein König.“

„Ah! Es ist der König von Schweden!“

Natürlich flirtete Dagmar mit ihrem Souverän. Sie hatte eine besondere Art, dies zu tun: wenn sie sich im Gespräch zu mir hinwenden wollte, der ich ihr zur linken Hand saß, so richtete sie das Gesicht erst einmal ganz nach der rechten Schulter, als habe dort irgend etwas ihre lässige Aufmerksamkeit erregt, um dann, mit einer desto größeren Kurve, einen ihrer stahlblau dahingleitenden Blitze in die Augen Sr. Majestät zu werfen.

Dagmar beantwortete jetzt den Gruß einer Dame, die den Raum durchquerte und sich einige Tische von uns entfernt niederließ.

„Sie haben Bekannte hier?“

Dagmar stieß die Zigarette in die Sèvresschale. Sie begann ihre Forelle zu enthäuten, sie antwortete gelangweilt:

„Frau Baratianu. Man findet sie überall."

Ich trank meinen Wein.

„Man findet Sie überall?" Ich betonte ‚Sie', mit dem großen Anfangsbuchstaben.

Dagmar sah auf meinen Teller. Ihr Blick haftete an der Spitze meiner Fischgabel, dann an meinen Fingern, dann langsam, perfid langsam, über meinen Arm dahingleitend, an meinem Mund. Ich hatte eine Empfindung, als werde das Silber sogleich klirrend aus meinen Händen auf den Teller fallen.

„Was sagten Sie eben?" fragte Dagmar mit einem veilchenblauen Augenaufschlag zweideutigster Unschuld.

„Sie sagten, daß Sie diese Dame überall finden," stotterte ich, meines Witzes nicht mehr ganz gewiß. „Ich schloß daraus logischerweise, daß Sie dort überall sind, wo diese Dame ist. Nämlich überoll."

Dagmars Augenwanderung war nun glücklich an meiner Stirn geendigt.

„Sie hatten schon als Junge diese agazierende Art, sich mit mir zu unterhalten," sagte sie, wäh-

rend ihre Augen unaufhörlich irgend etwas an meiner Stirn zu suchen schienen.

Ich hielt mein Gesicht betroffen und errötend über dem Teller. Zum erstenmal hatte Dagmar an unsere gemeinsam verbrachte Jugend erinnert.

Dagmar flirtete jetzt wieder mit ihrem Monarchen.

„Ich warte nur auf den Augenblick," sagte sie währenddessen, „wo Sie mich mit Ihrem deutschen Stirnrunzeln fragen werden, ob ich vielleicht eine Kokotte geworden bin."

Ich hob den Kopf. Ich versuchte das deutsche Stirnrunzeln. Ich fragte:

„Sind Sie vielleicht eine Kokotte geworden?"

Dagmar lachte jetzt. Sie vergaß über diesem Lachen den König von Schweden. Sie sah mir voll, warm und anerkennend ins Gesicht.

„Ich finde Sie zum erstenmal nett, Walther! Obwohl Sie ja das Letzte sind, was man sich antun kann."

„Auch ich finde Sie, Dagmar —"

Ich beugte mich blitzschnell über den Tisch, zwischen dessen Silber, Glas, Blumen und Porzellan Dagmars Arm wie eine schöne weiße

Schlange lag. Ich war schon ganz hübsch berauscht. „Ich finde Sie — unbeschreiblich!“ stammelte ich blutrot.

„Sie haben das Benehmen eines Priester-Seminaristen, der zum erstenmal von der großen Welt verführt wird. Sie können unmöglich meinen Arm hier in diesem Raum küssen, in dem sich drei amerikanische Milliardäre, ein Potentat und Madame Baratianu befinden.“

Dagmar drehte mir ein wenig ihren Nacken zu. Sie hatte jetzt diese kleine, schwebend gerundete Handbewegung der Frauen, wenn sie den Knoten ihres Haares ordnen.

„Ich muß Ihnen etwas Interessantes sagen, Dagmar,“ rief ich, heiß vor Eifer und Glück, doppelt berauscht von dem schnellen Duft ihres Haares, der mich getroffen hatte.

„Nach den Erfahrungen, die ich in meinem Leben bisher mit Ihnen gemacht habe, glaube ich zweifeln zu dürfen, daß Sie mir je etwas Interessantes sagen werden.“

„Die Perlen, Dagmar, dort an Ihrem Hals, haben die Farbe rosigsten Menschenfleisches. Aber Ihr Hals, Dagmar, ist perlenblaß. Die Perlen sind Natur, aber die Menschenhaut darunter ist

Schmuck und Kunst. Der Schmuck ist ungekünstelter als der Mensch, den er künsteln soll."

Dagmar lächelte nicht. Sie sah vor sich hin, auf ihr Trinkglas hin. Sie hatte diesen etwas starrend befriedigten, leicht befangenen Ausdruck einer Frau, die mit verborgenem Genuß anhört, was über sie gesprochen wird.

Ich war begeistert von meiner Fähigkeit, Dagmar zu unterhalten. Es war mir vollkommen gelungen, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Sie hatte die Anwesenheit der transozeanischen Milliardäre und ihrer Familien, des Monarchen und seines Adjutanten, der rumänischen Abenteuerin vergessen.

‚Man muß mit einer Frau über sie selbst sprechen', dachte ich, Triumph im Herzen. ‚Ah, welch eine Seligkeit, fähig zu sein, eine Frau zu unterhalten!'

„Nun muß ich Ihnen aber etwas sehr Merkwürdiges erzählen, Dagmar!"

Sie hatte immer noch diesen leicht befangenen Augenausdruck, mit dem sie auf ihr Trinkglas sah.

„Nun?"

„Als wir da nachts den Brenner hinauffuhren, am ersten Abend — was taten Sie da?"

Dagmar sah mir verwundert in das Gesicht.

„Ich habe geschlafen," sagte sie.

„Und ich? Ich habe gewacht! Nämlich: ich habe des Nachts bei Ihnen angeklopft ... oder vielmehr so gegen Morgen. Denn es war schon etwas hell auf dem Gang. Denken Sie, so ungezogen war ich ..."

Ich wartete triumphierend auf ihr Befremden, ihr Erstaunen, schließlich auf ihre Empörung.

Aber Dagmar sagte gleichmütig: „Das weiß ich," und sie begann wieder mit ihren kurvenförmigen Blickwindungen zu flirten, dieses Mal mit den Söhnen der Geldtitanen.

„Was wissen Sie?" fragte ich ganz entsetzt.

„Ich weiß, daß Sie in dieser Nacht bei mir angeklopft haben. Ich hörte es, wie Sie klopften. So berauscht kann nur ein zwanzigjähriger Junge sein, dem man während der Jugend den Alkohol verboten hat."

„Aber, warum konnte es denn zum Beispiel nicht Erwin gewesen sein?" rief ich ganz kläglich und verzweifelt.

Dagmar lachte hell.

„Weil Erwin dann nicht den Umweg über den Korridor gemacht hätte."

„Wie? Was?" stammelte ich, sprachlos vor

Verwunderung. „Nicht den Umweg über den Korridor — wieso? Ist er vielleicht Puck oder Ariel, daß er durch die Fensterritzen zu Ihnen eindringen kann?“

„Nein,“ entgegnete Dagmar trocken, „er ist ein ganz irdisches Geschöpf, so daß er einfach durch die Türen geht.“

Ich war vollkommen konsterniert.

„Durch welche Tür denn, mein Gott im Himmel?“

„Ich habe noch nie einen so dummen Menschen gesehen wie Sie,“ antwortete Dagmar und sie sah dabei den Maître d'hôtel an. Der Maître d'hôtel trat schnell, mit gedehntem Nacken, zu ihr hin. „Madame?“ fragte er. Dagmar lächelte: Nichts!

Ich schwieg lange, sehr bedrückt.

Allmählich schien Dagmar meine Anwesenheit vollkommen zu vergessen. Sie lächelte jetzt der Rumänin zu — es war eine Art von Lächeln, die mich mit immer neuen Kaskaden von Verwirrung überflutete.

Ich war todunglücklich. Ich beschloß, jetzt ganz schnell rasend viel zu trinken, mir Mut, Mut zu ertrinken, denn ein Gedanke, ein Zweifel quälte mich sehr. Es galt, diese Frau zurückzugewinnen,

ihre Aufmerksamkeit für meine Gespräche, für meine Person.

„Warum haben Sie denn damals nicht aufgemacht?“ fragte ich.

Dagmar schielte auf meine Fingerspitzen.

„Sie sind also schon wieder betrunken,“ sagte sie bedauernd, als spräche sie mit einem Geisteskranken.

„Nein, durchaus nicht,“ log ich. „Ich denke mir ja gar nichts Böses dabei. Aber wir sind doch Schulkameraden, Dagmar. Übernachteten wir nicht zusammen auf unsern Ausflügen in den Wäldern, in großen Sälen? Und badeten wir nicht zusammen? Was war denn also dabei, wenn ich dort anklopfte?“

„Hören Sie bitte auf, mich an diese widerwärtige Schulkameradschaft zu erinnern.“

Mein Mund höhlte sich zu einem Wort heftigster Empörung. „Was? . . . Widerwärtige Schulkameradschaft? . . .“

„Niemand wusch sich die Hände dort, aber jeder hatte die Brust voller Ideale: Naturanbetung, Keuschheit, Mäßigung, Vaterlandsliebe, Zahnbürstenlosigkeit.“

„Oh“! rief ich wild. „Erwin hat es mir erzählt: Sie haben aus dieser Widerwärtigkeit einige Kom-

plexe zurückbehalten! Ganz Paris liegt zu Ihren Füßen, aber Sie haben Ihre Komplexe!"

„Was ist das: Komplexe?" fragte Dagmar erstaunt.

„Haben Ihnen nicht die Ohren geklungen in dieser Nacht auf dem Brenner, Liebe?" fragte ich spöttisch und meiner Sache sehr gewiß. „Man hat gewisse Aufklärungen erhalten über Ihre Seele. Man hat von Ihnen gesprochen in dieser Nacht."

„Natürlich haben Sie beide von mir gesprochen in dieser Nacht," sagte Dagmar gleichmütig, mit ihrem näselnden Tonfall eines Gardeoffiziers. „Junge Leute eurer Art sprechen natürlich immer von einer hübschen Frau, besonders wenn sie einige Kabinen von ihnen entfernt schläft."

„Schön, schön," rief ich und ich rieb meine Hände befriedigt zwischen meinen Knien. „Und können Sie raten, Dagmar, Allerdurchlauchtigste, was mir Erwin von Ihnen zu berichten wußte?"

„Ich will mir nicht die Mühe geben, das zu raten," antwortete Dagmar. Aber ich merkte sehr wohl, wie groß nun ihre Spannung war.

„So? Wollen Sie das nicht? Aber ich will mir die Mühe geben, es Ihnen mitzuteilen. Erwin hat mir gesagt, daß Sie seit Ihren Kindertagen dort

auf unſerm Schulgut in einen gewiſſen jungen Burſchen verliebt ſind, der ſich den Teufel um Sie geſchert hat, ſondern ſeinerſeits eine andere junge Dame anbetete."

Ich ſchluckte. Ich ſah nun doch ängſtlich in Dagmars Geſicht. Ich wartete auf das, was mit Sicherheit kommen mußte: ein Ausbruch ungezügelter, ſpöttiſcher Heiterkeit. Aber wie groß war jetzt meine Verwunderung, als ich Dagmars Blick begegnete. Zwar zeigte ihr Geſicht keine ſonderliche Veränderung, ſie war durchaus nicht rot geworden bei meinen frechen Worten — o nein! — aber zum erſtenmal ſuchten ihre Augen mit einer Art von Freundlichkeit ein Etwas in meinen Augen — die Sternenbläue ihrer Augen war irgendwie gelöſt, der Blick aufgeweht. Sie hatte nun wieder in ihrem Blick dieſe kaninchenhaft ſanfte Enge, die ich an ihr beobachtet hatte, als ſie ein junges Mädchen war.

Sie antwortete nicht. Wir aßen ſchweigend. Ich war betroffen und verwirrt. Ich fühlte eine brennende Scham über mein verwegenes und häßliches Benehmen.

Nach einer Weile ſagte Dagmar, ohne den Blick von ihren Eisfrüchten zu wenden, die ſie mit langſamen, raubtierhaften Bewegungen aß:

„Ehe ich es übrigens vergesse, Walther: ich muß Sie um Verzeihung bitten. Ich war heute abend in Ihrem Zimmer, während Sie im Garten waren. Ich suchte Erwin dort. Ich fand da etwas recht Amüsantes auf Ihrem Tisch."

„Was?"

„Die Photographie Ihrer Jugendfreundin."

Die Welt begann vor meinen Augen mit einem höllischen Schein zu flimmern. Ich schluckte.

Dagmar führte die kalten Früchte genußsüchtig zu den Lippen. Sie saß da plötzlich wie ein unmanierliches kleines Mädchen am Tisch, mit gedehntem Rücken, das Gesicht dicht über der coupe, aber der weiße Nacken war eigentümlich grausam und raubtierhaft gedehnt.

„Die Photographie ist jetzt nicht mehr da, Walther," sagte Dagmar mit ihrem blumenhaften Augenaufschlag. „Ich bin sehr schuldig, das veranlaßt zu haben, daß sie nicht mehr da ist. Bitte verzeihen Sie mir."

Meine Zähne schlugen aufeinander.

„Wo ist diese Photographie?" fragte ich heiser und ich sah mit fieberischen Augen auf Dagmars Hals, auf den tiefen Ausschnitt ihres Kleides, auf diese tierähnliche und totenhaft bleiche Orchidee.

Gerade jetzt streckte sie den Arm ganz weit, überflüssig weit, so schien es mir, nach ihrem Trinkglas aus.

„Oh, ich weiß es wirklich nicht genau, Walther," beteuerte Dagmar. „Ich denke, sie ging den Weg alles Fleisches. Wohin aller Schutt, Staub, Unrat, alles Überflüssige in der Welt seinen Weg nimmt ... deçà-delà, - pareille à la-feuille morte."

Ich stand sogleich vom Tisch auf. Ich lief durch die Halle, ich stürmte die Treppe hinauf, in mein Zimmer hinein.

Nach einigen Minuten kehrte ich an Dagmars Tisch zurück. Ich hatte gerötete Augen. Ich sah die Welt in Trauerflören.

Dagmar betrachtete mich prüfend.

Sie trank. Sie nickte mir zu. Sie stand auf.

„Ich biete Ihnen übrigens mein ‚Du' an, Walther," sagte sie.

Es klang wie ein Peitschenhieb gegen mein Gesicht.

5

„Wir wollen tanzen," sagte Dagmar, als wir in der Hotelhalle vor den brennenden Buchenscheiten des Kamins unsern Mokka tranken.

„Ich will jetzt durchaus nicht tanzen," erwiderte

ich grob. „Ich will weder mit Ihnen (ich betonte ‚Ihnen') noch mit irgendeinem Menschen auf der Welt tanzen."

„Was tust du denn da?" fragte Dagmar neugierig.

„Ich schreibe eine Postkarte."

„So? Das ist interessant. An wen denn?"

„Da Sie die Angewohnheit haben, fremde Zimmer zu betreten und dort Einrichtungsgegenstände zu demolieren, so muß ich natürlich neue bestellen." Ich fügte gekränkt hinzu: „Ich schreibe an das photographische Bureau."

„O ich bitte um Verzeihung! Ich wußte nicht, daß du derartige Bilder als Einrichtungsgegenstände benötigst. Ich wollte dir natürlich nicht den Zimmerschmuck rauben, der deiner deutschen Seele zum Schönheitsideal dient. — Bitte. Hier ist das Bild."

Sie öffnete ihre Tasche. Sie hielt mir Christines Bild zwischen zwei Fingern hin.

Fassungslos starrte ich auf die Photographie.

„... Sie haben sie nicht —?" stammelte ich.

„Nein, ich habe sie nicht. — Bitte, nehmen Sie sie jetzt. Eins ... zwei ... bei drei fliegt sie ins Feuer, dann habe ich sie doch! ... Also: eins ... zwei ..."

Ich betrachtete ſtarr dieſe zwei wunderſchönen Finger, zwiſchen denen die Photographie balancierte.

„Drei," ſagte Dagmar. Das Bild flog in den Kamin.

Dieſes Geſicht, das ich angebetet und immer aufs neue verraten hatte, es bog ſich in Windungen, als leide es die Schmerzen eines im Feuer Gemarterten.

Dagmar ſtand auf. Sie breitete die Arme mit gerundeten Ellbogen leicht in der Luft auseinander. „Wir wollen jetzt tanzen."

Sie ſah mich zornig an, da ich zögerte. Sie ſtieß ganz fein die Fußſpitze auf den Boden.

„Ich kann doch gar nicht tanzen," ſagte ich mit kläglich verzogenem Geſicht und ich ſtand langſam auf.

„Allons, allons! Du wirſt es lernen!"

„Lernen!" rief ich empört. „Wo ein europäiſcher König zuſieht und die ganze fünfte Avenue!"

Dagmar lachte, und ſiehe da, ſchon tanzte ich.

Ich wunderte mich über die ſuggeſtive Kraft in Dagmars Arm, der meine Schritte mit präziſem Druck leitete. Sie erteilte mir halblaut kleine

Tanzbefehle. Ich folgte dem Rhythmus dieser Befehle, dieses Körpers, dieser Musik.

„Es ging sehr gut, Walther!“ sagte Dagmar anerkennend und freundlich, als wie an unsern Kamin zurückkehrten. Sie fügte hinzu, ohne erkennbaren Hohn:

„Ich glaube, du lernst alles viel schneller, als man es zuerst bei deinen schlechten Manieren annehmen kann.“

Wir fanden Erwin am Kamin sitzen, der uns heftig, aufgeräumt und laut begrüßte.

„Wir haben Tanzunterricht gehabt. Er lernt es gut.“

Erwin lächelte.

„Ich habe nie daran gezweifelt, daß er es gut lernt.“

Er schien in prächtigster Laune zu sein. Er brachte uns zum Lachen.

„Wie gefällt dir Dagmar?“ fragte er mich.

Dagmar lächelte. Sie sah irgendwohin ins Leere und sie lächelte.

Ich hatte fieberrote Wangen. Ich konnte nicht Worte finden, meine Begeisterung zu äußern.

„Dagmar ... Dagmar ist ... die Welt.“

„Sieh nur, was für Backen er hat! Er fiebert

ja, der Junge! Er ist viel hübscher als du, Dagmar."

Ein anbetungswürdiger Triumph verschönte Dagmars Gesicht.

„Du hast gewonnen?" fragte sie plötzlich ganz sachlich.

„Oh, es geht. Ein wenig. Uninteressant."

Dagmar beobachtete Erwin. Sie stand auf. Sie winkte. Es war ein Augenwink, ein herrlicher Befehl: abermals zu tanzen.

Wir tanzten. Wieder hörte ich die kleinen Kommandorufe. Ich atmete Dagmars Parfüm, ich empfand die unerklärliche Fremdheit, Scheu und Anbetung vor dem zarten schwarzen Stoff ihres Kleides über der Brust. Dieser Stoff war mir heilig, unberührbar wie eine Altardecke. Sein Duft aber war nicht Weihrauch, sondern urweltlich-heidnischer Venusduft.

„Erwin hat euer ganzes Geld verspielt," flüsterte mir Dagmar zu.

Ich war so erschrocken, daß ich fast hingefallen wäre, wenn Dagmars Arm mich nicht gezwungen hätte, den Tanz fortzusetzen.

„Was sagten Sie da eben?"

„Wenn du noch einmal ‚Sie' sagst, laß ich dich

mitten im Tanzen stehen, du ungezogener Junge! Wie heißt es?"

„Was sagst du, Dagmar?"

Dagmar antwortete nicht. Ihre Aufmerksamkeit wurde durch einen Trupp junger Leute erregt, die in das Hotel eingedrungen waren und sogleich zu tanzen begonnen hatten. Sie kamen von einer Segeljacht, sie hatten die gebräunten Gesichter froher Menschen, die einen Sonnentag auf dem Wasser zugebracht haben. Die Herren trugen noch ihre weißen Flanellhosen, die Mädchen helle Kleider mit Schuhen aus weißem Leder.

Inmitten dieses Getümmels kehrten wir zu Erwin zurück, der hastig Mokka trank, mit vielen ‚Ahs!' und ‚Ohs!' tiefster Zufriedenheit.

„Jetzt muß ich euch ein Geständnis machen," sagte Erwin, während er eine Zigarette in das Feuer des Kamins hielt.

„Ich habe nämlich mein ganzes Geld verspielt," setzte Dagmar hinzu.

„Du bist eine wunderbare Menschenkennerin, Dagmar!" erklärte Erwin begeistert. „So ist es! Genau so ist es, wie Dagmar gesagt hat! Ich hatte noch fünf Fünffrankenstücke in der Weste, damit

fuhr ich hierher. Nun habe ich noch genau dreißig Centimes."

Ich fuhr verzweifelt mit den Fäusten an die Schläfe. Dann suchte ich in meinen Taschen.

„Hier! Da! Ich habe dieses Goldstück: zwanzig Franks!"

„Und ich habe keinen Sou," erklärte Dagmar und sie flirtete mit dem Oberhaupt der fünften Avenue-Familie.

Da saßen wir drei im teuersten aller europäischen Hotels mit zwanzig, dreißig Franks in den Taschen.

Wir begannen plötzlich wie die Irrsinnigen zu lachen — ein ziemlich hysterisches Gelächter, das wir da zustande brachten. Die Milliardärsfamilien aus Neuyork und Boston, Seine Majestät und ihr Adjutant, alle sahen neidisch zu uns herüber. ‚Wer auch einmal so fröhlich sein könnte, wie diese jungen Leute dort,' dachten sie wohl mit Neid und sie hatten Anerkennung für unsere Heiterkeit.

Erwin winkte dem Kellner. Er bestellte einen Kognak aus dem Zeitalter des premier consul sowie Veuve Cliquot mit der gelben Etikette.

Wir verbrachten diese Nacht in der ungeheuerlichsten Heiterkeit. Später vollführten Erwin und ich auf den Gängen solch einen Lärm, daß in

der Dämmerung die schreckensbleichen Gesichter schlafgestörter Gäste zwischen den Türspalten geisterten wie zerschnittene Masken ostasiatischer Schauspieler.

6

Ich hätte leicht die folgenden Wochen als unglückselig und verhängnisvoll empfinden können, wenn es mir nicht eben jetzt an jedem Interesse für meine Umgebung gemangelt hätte, insofern sie nicht Dagmar unmittelbar betraf.

Wir saßen da an der Riviera, zumeist ohne einen Centime in der Tasche, einlogiert in dieses Hotel, dessen Tagesrechnung den Betrag meiner Monatsrente überstieg, eine Situation, die man entweder als peinigend oder als belustigend ansehen konnte. Ich aber machte es mir in den kommenden Wochen zur Regel, sie überhaupt nicht anzusehen, sie zu ignorieren und, sobald einmal das Gespräch zwischen Erwin und mir darauf kam, sie mit einem etwas fieberischen Lachen abzutun.

Erwin bezeichnete das Telegraphenamt von Beaulieu als unsere Rettung. Er brachte die französischen Beamten dort, die doch in jenen Regionen wildester Spielleidenschaft an die Hilferufe stran-

[illegible]

laſen wir: „Kardinal Paganello, Vatikan, Rom. In Erinnerung gemeinſamer Schulkameradſchaft erbitte telegraphiſch fünfhundert. Rückgabe ſpäteſtens. Fußkuß. Erwin.“ — Der Sultan von Marokko, der ſehr erlauchte Name eines Dichters und Nobelpreisträgers, Selambos längſt verſunkene Geſtalt und jener Herrſcher, der Tür an Tür neben uns wohnte, ſie alle erſchienen auf dieſen Telegrammformularen, ſie alle wurden angehalten, Geld, Geld, Geld — telegraphiſch natürlich — zu ſenden.

Die realen Freunde zwiſchen Sibirien und den Säulen des Herkules ſchienen Erwin zu lieben: nur die wenigſten ließen ihn im Stich. Der Telegraphenbote des Ortes lief mit heraushängender Zunge und keuchender Lunge, die Augen verglaſt wie ein Foxterrier vor dem Fuchsbau, zwiſchen dem Poſtamt und dem Hotel einher. Ich bemitleidete ihn. Sein Wettrennen mit Erwins Freundeskredit hatte etwas ähnlich Beklagenswertes wie jener zwiſchen dem Swinegel und dem Hos: immer, wenn der Arme auf ſein Poſtamt zurückgekehrt war, um ſich nun in Ruhe ſeine Marxland anzuzünden, war wiederum jene Fünfhundert-Franks-Anweiſung eingelaufen, die

er doch eben im Hotel abgeliefert zu haben glaubte.

Ich ließ mir von Erwin gerade soviel Geld aushändigen, wie ich zu unsern täglichen Spazierfahrten benötigte. Auf diesen Exkursionen, die zumeist nach dem Tee stattfanden, bevorzugte Dagmar die westlich von Beaulieu gelegene Küste. Wir mieden dann alle lärmenden Kurorte. Oft fuhren wir im Automobil nach Cannes, wo wir unter leichtschattenden Palmen Tee tranken.

Ich bemerkte zu meiner Pein, wieviel Bekannte Dagmar längs der ganzen Riviera hatte. Sehr viele Herren grüßten sie auf diese bestimmte Art, in der man eine schöne, aber gesellschaftlich nicht klassierte Frau grüßt. Zwar sprach manchmal ein hitziger Enthusiasmus aus diesen Grüßen, selten aber eine echte Höflichkeit. Fuhren wir im Wagen, so ließ Dagmar zuweilen halten, sie stellte mich dem Herzutretenden vor, dann begann eine Konversation, ohne daß irgend jemand das Wort an mich gerichtet hätte. Dagmars Bekannte gehörten zumeist der internationalen Boheme, der Börse und dem Adel an.

Ich sah mißmutig auf die Köpfe der Pferde.

„Immer diese Menschen!“

„Ganz recht, immer dieſe Menſchen! Ich verſpreche mir viel von Menſchen. Ich verſpreche mir gar nichts von deiner erhabenen Einſamkeit und Menſchenſcheu.“

„Aber Dagmar, was fängſt du mit dieſen Leuten da an!“

„Man kann ſie gern haben. Man kann ſich von ihnen unterhalten laſſen. Man kann mit einigen flirten, von andern kann man ſich lieben laſſen oder ſie lieben.“

„Sie lieben!“ rief ich entrüſtet. „Du kannſt unmöglich einen von dieſen parfümierten Narren geliebt haben!“

„O doch! Ich habe mindeſtens einen von dieſen parfümierten Narren geliebt.“

„Wen denn?“ fragte ich ſchnell.

„Wen? Nun, da du es wiſſen willſt: zum Beiſpiel dieſen engliſchen Antinous, der neulich beim Taubenſchießen an unſern Wagen kam.“

„Ah! Miſter O'Dowd! Es war der einzige, der geruhte, ein Wort mit mir zu ſprechen.“

Dagmar lachte mit zweideutig gekrümmtem Mund.

„Das glaube ich, daß er geruhte, ein Wort mit dir zu ſprechen. Ich denke, er hätte gern ein paar

mehr mit dir gesprochen. Ich bin sogar überzeugt, daß er nur deshalb an unsern Wagen herangetreten ist — gar nicht meinethalben."

Ich sah ganz erstaunt auf Dagmars Wange.

„Wollte er Streit mit mir? Wollte er mich fordern?"

Dagmar zog die Stirn hoch. Sie starrte auf ein Bauernhäuschen, unter dessen Giebel ein Reklameschild angebracht war: Pneu Michelin boit l'obstacle.

Sie sagte: „Ja, Walther — das wird es wohl gewesen sein. Er kam an unsern Wagen heran, um dich zu fordern. So sind diese jungen Engländer, die fünften Söhne der Lords, immer gewesen: sie sehen eine Dame mit einem Herren im Wagen, sie treten herzu, um diese Dame zu begrüßen. Dann fordern sie die Herren. Sie sind wie der Pneu Michelin dort, ils boivent l'obstacle."

„Was du für Scherze machst, Dagmar! Verzeih, aber weshalb spottest du immer? Es ist sonderbar, alle Mädchen haben diesen Ton, wenn sie mit mir sprechen: Christine, Blanche, Angelina, du — alle."

Kinder, die neben unserm Wagen einherliefen,

hüllten uns in eine Wolke anmutiger Bettelei. Ihre kleinen dringlichen Rufe schwirrten wie Schwalbengezwitscher um unsere Ohren.

Ich redete mich in Entrüstung hinein.

„Ihr Leute der großen Welt, besonders ihr Frauen, habt alle eine Uniform des Geistes an. Gewisse, ganz einfache Worte, die ihr sprecht, haben eine ganz bestimmte Bedeutung, weil ihr sie mit irgend einem sonderbaren Lächeln sprecht. Und ein Junge wie ich soll — nicht diese Worte, aber das Lächeln, das sie illustriert, verstehen. Ein englischer Herr tritt an unsern Wagen heran. Du bist eine wunderschöne junge Dame und du hast sogar diesen großbritannischen Löwen geliebt. Dennoch sagst du, daß er nur meinethalben herzugetreten ist: um mich zu sprechen. Also bitte: wie? Weshalb denn? Erkläre mir das, Dagmar. Erkläre mir dein sonderbares Lächeln.“ Ich drückte leidenschaftlich Dagmars Hand. „Ach! Erkläre mir deine ganze Existenz!“

Dagmar wechselte den Ton. Sie sprach nun wie ein Erwachsener, der mit einem Kind gescherzt hat und jetzt ernsthaft es belehrt.

„Also gut, Walther, da du alles erklärt haben willst: der englische Herr liebt die Jungens.“

Ich starrte auf Dagmars Mund.

„Was? Er liebt die Jungens? Was für Jungens bitte? Wieso?“

„Ach du großer Gott im Himmel!“ stöhnte Dagmar, und die Augen wanderten, ratlos über soviel Dummheit, zur Wölbung ihres Sonnenschirmes, wo sich eine Pferdebremse mit törichtem Summen verfangen hatte.

„Hat er dich denn nicht geliebt?“

„Allerdings. Ja.“

„Nun also? Bist du denn ein Junge?“

„Fast. Glaubst du nicht? Sieh mich an. Ich denke mir, wenn ein Mann mich liebt, liebt er die Jungens.“

Ich verzog grollend meinen Mund.

„Also: das sind Schmutzereien, die ich nicht verstehen will.“

Wir waren vor dem Hotel angelangt. Dagmar stieg aus. Sie dehnte die Gelenke ihrer hohen Beine. Ihr blondes Haar, nun unbedeckt, hatte einen rosenfarbenen Schimmer im Vorabendlicht.

„Mein Kleiner, seitdem dein Gott den Menschen Odem ins Ohr geblasen hat, gibt es nichts als Schmutzereien auf dieser Welt. Einige davon sind

amüsant, andere sind: — Schmutzereien. Auf Wiedersehen!“

Ich antwortete gar nicht. Ich ging auf mein Zimmer. Wütend schlug ich die Tür hinter mir zu.

7

In dieser Nacht war eine Segelfahrt geplant. Erwin und ich gingen kurz vor Mitternacht, in einen lauen Wind gehüllt, die Straße hinunter, die zum Hafen führte. Im Abstand voraus schritt Dagmar, mit leicht erhobenem Munde gegen das Sterngewölbe hin sanfte dumme schwedische Lieder singend, mit einem kleinen, hungrig gehöhlten Kindermund, wie ein beflissenes Mädchen, das zur Schule geht. Zuweilen ordnete sie mit der gekrümmten Hand ihr Haar im Nacken, wie alle Frauen ihr Haar im Nacken ordnen, wenn sie irgend etwas Männliches hinter sich wissen. Zuweilen beschrieb sie einen klein-funkelnden Kreis mit ihrer Zigarette. Zuweilen blieb sie stehen, um sich nach uns umzuschauen. Doch sie setzte im Rufabstand ihren Weg fort, sobald sie bemerken mußte, daß wir beide dahinten noch immer in unser leidenschaftliches Gespräch verwickelt waren.

„Ich kann noch nicht einmal begreifen, was du

eigentlich willst!“ rief Erwin mit der liebevollen Heftigkeit, die ihm eigen war, wenn er mich überreden wollte. „Beantworte mir bitte eine Frage: Glaubst du nicht, daß du sie haben kannst, wenn du nur willst?“

„Ob ich sie haben kann?“ rief ich mit gedämpfter Entrüstung. „Was ist denn das für ein unsauberes Wort: haben?“

„Das ist ein außerordentlich sauberes Wort, denn es ist ein präzises Wort! Glaubst du es also oder glaubst du es nicht?“

„Ich weiß es nicht ... Wie kann ich das wissen, ob sie mich liebt?“

„Ich habe gar nicht gefragt, ob sie dich ‚liebt‘! Laß doch bitte einmal für zwei Minuten diese europäischen Konventionsbegriffe der Erotik aus dem Spiel! Es ist eine ganz andere Frage, ob sie dich ‚liebt‘ oder ob du sie, haben‘ kannst. Das ‚Lieben‘ ist unwichtig, aber das ‚Haben‘ ist unermeßlich wichtig, denn du verdurstest ja nach diesem Mädchen!“

Ich stöhnte.

„Das ist wahr!“

„Nun also! Du sagst es selbst. Was langweilst du dich und mich und Dagmar dann mit deiner

Eifersucht, deinen Fragen, deinen Bedenken? In Gottes Namen: so nimm sie doch! So nimm sie doch!"

Erwin sprach dieses Wort ‚nimm' auf eine ganz besonders prägnante, turbulente und aufstachelnde Weise aus.

„Ich kann sie nicht ‚nehmen', wie du dich so geschmackvoll ausdrückst, Erwin, bevor ich nicht weiß, ob sie dich liebt oder mich."

Erwin packte mich an der Schulter. „Wenn du jetzt noch einmal das Wort ‚lieben' aussprichst, so fang ich an dich zu prügeln!"

Wir lachten uns in die Augen, aber mir wurde es sogleich wieder bitterlich ernst um die Sache.

„Gut also. Wenn du das Wort ‚lieben' nicht hören magst, dann wiederhole ich: ich kann Dagmar nicht ‚nehmen', bevor ich nicht weiß, was das für ein Mensch ist — Dagmar. Ich kann sie nicht einmal küssen, bevor ich nicht weiß, ob du sie nicht schon einmal geküßt oder gar ... gar ‚genommen' hast ... in Paris ... und ... oder womöglich im Nord-Süd-Expreß oder ... oder ... hier. Ich kann sie nicht nehmen, bevor ich nicht weiß, wer alles sie schon früher genießen durfte, diese schöne, gestreckte, eishäutige Schwedin. Ich kann sie nicht

nehmen, bevor ich nicht genau weiß, ob sie ein anständiges Mädchen ist oder eine Kokotte."

Bei den Worten ‚anständiges Mädchen' und ‚Kokotte' begann Erwin zu rasen wie ein junger Hengst. Er schüttelte sich in seiner eigenen Albernheit, mit seinem Gelächter ermunterte er das matt zum Ufer hinsprechende Meer.

Dagmar war stehengeblieben, einige Schritte vom Segelboot entfernt, das unser wartete.

‚Nun, was gibt es?' fragten ihre Augen.

Erwin legte seinen Arm um ihre Hüfte.

„Da, betrachte dir doch einmal unser blondes Seidenhäschen — was für ein anständiges Mädchen das ist!"

Dagmar sah mich streng an, mit zornigen Stirnfalten.

„Hat er schon wieder gefragt, ob ich eine Kokotte bin?"

Ich sah beschämt zu Boden.

„Du wirst nächstens einmal ein paar Ohrfeigen bekommen! Da wirst du schon merken, ob ich ein anständiges Mädchen bin oder eine Kokotte!"

Sie sprang in das Segelboot, das von ihrem Fuß erzitterte.

Erwin begrüßte den Schiffer, der uns die Nacht

hindurch über das Meer segeln sollte, in einer großen, rhetorisch-lärmenden Rede. Er sprach das Italienische wie ein Rasender, er komponierte sich einen furiosen Dialekt, den es auf der ganzen Apenninen-Halbinsel nicht gab. Der Monegasse bekam blanke Augen; schmerzhaft erregt von seiner eigenen Verständnislosigkeit starrte er Erwin auf den Mund. Über der zerschundenen Wange hatte er eine Narbe, die violett und feucht-silberig im Schweiß und Sternenschein aufglänzte.

Zögernd und beschämt, im Mondesschatten gebückt, prüfte ich die Taue der Segel.

Auf diese Art endigten stets meine ernsthaften Gespräche dieser Tage. Nach drei Minuten, in denen Dagmar und Erwin ihre Dialektik, ihren Witz und ihre Gesten entfaltet hatten, erschien mir all das voll trübsinniger Einfalt, was mich in tausend Stunden meines Lebens warnend bedrängt hatte.

8

Eine Nacht über den Wassern ist lang. Wenn das erste Licht östlich-dumpf in der Flut erscheint, glaubst du eine Ewigkeit lang wie eine Masche in der Falte des Gottesmantels verwebt gewesen zu

sein. Du kennst allenthalben die Bewegungen großer Gegenstände um dich her, aber nicht unmittelbar gewahrt dein Auge sie. Das erste Licht, war es nicht das zweite, war es das hundertste nicht? Die Sterne, von deinem Blick zu Bildern vereinigt, sie sind dir eine angeheftete Form. Wenn aber geraume Zeit verstrichen ist und du das Auge wieder hingewendet hast, wirst du ihrer Drehungen gewahr. Was hoch war, wurde tief, was tief war, wurde hoch. Auch die Welle auf dem Meer gibt sich dir in der Bewegung bewegungslos. Nicht wahrnehmbar ist ihr Gleiten und Fließen, und dein schwerfällig messender, wägender und empfindender Körper nimmt die Wandlungen von Wärme und Feuchtigkeit in der Luft mit Trägheit auf. Die weltumspannende Starrheit in immer fließenden Erscheinungen, diese ist es, die dir am Morgen nach einer solchen Nacht das Gefühl unendlicher Dauer verleiht.

Wir lagen in Kurven gebogen, wir drei, auf Kissen, von Schiffsrand zu Schiffsrand. Damit Dagmar schöner und sanfter ruhe, hatten mein Freund und ich die Arme unter ihrem Nacken verschlungen: so stützten und betteten wir dieses Haupt. Der Monegasse saß am Steuer, das von der Narbe

geſchundene Geſicht den Sternen ſchräg zugewandt, mit dem kleinen, ausgehöhlten, trockenen Mund leiſe ſingend, die Blicke immer von unſrer Gruppe abgekehrt. Winde ſtrichen ſanft und ſtetig über die Fläche. Unſer Boot, dem ſchwarz und gelb leuchtenden Horizonte ſenkrecht zuſtrebend, zerſchnitt das Meer in gleiche Teile.

Nach Mitternacht lag das Feſtland weit hinter uns, die Höhenzüge der Corniche waren nichts mehr als Ahnungen eines vergangenen Lebens: Straßen, Häuſer, Bäume, Lichter, Menſchen und menſchliche Zuſtände waren verſunken. Wir hier nachts über dem Waſſer, in unſrer leicht ſchaukelnden Schaluppe, hatten den Zuſammenhang mit dem gegliederten Raum, mit der geregelten Zeit verloren. Nur ein Frühlingsduft im lauen Winde gab Erinnerung an Land und Erde. Nur ein Dreigeſpann weißbeſchwingter Vögel, das unſere Segel ſtumm umflog, ſich in größere Höhe erhob, um wie ein lebendiges Sternen-Drillingspaar im Raum zu ſchweben, und leiſe klingend ſich herabließ, gab Erinnerung an lebendiges Weſen. Nichts war um uns als Stille, Nachttiefe, flatterndes Segeltuch, ſpielende Flut, die das Holz unſrer Schaluppe ſingend machte wie dahinſtreichende Saiten das

Holz der Violine. Jeder Ton aber war eingehüllt in Stille, Stille.

Wir hatten lange geschwiegen. Nur zuweilen hatten wir die kleinen Fragen gestellt und Antworten erteilt: Hast du Feuer für deine Zigarette? — Ja. — Danke. — Nimm eine neue! — Streichhölzer flammten und erloschen zitternd im Kielwasser.

Längst hatte ich keine Eifersucht mehr, keine Frage, kein Bedenken mehr, kaum noch Erregungen von dem Körper dieser Frau. Mein Gesicht war sehr nahe an Dagmars Schulter, zuweilen strich im Wehen eine Locke ihres feinen Haares über meine Augen oder ihre Wange, die die Farbe der Weißdornblüte hatte, berührte absichtslos, so schien es mir, meine Wange.

Der Mond war eine Stunde nach Mitternacht wie eine drohende und kriegerische Gestalt mit ostasiatisch gelb-schwelender Grimasse über dem Horizont aufgestiegen. Nun sandte sein silber-freundliches, verengtes und verjüngtes Gesicht warme Strahlenströme in unser Boot. Obgleich er sich doch entfernte, erschien er jetzt vertrauter und nahe, er war den Segeln, den Schiffsplanken, unsern Stirnen, Lächeln und Träumen zugehörig.

Ich war blinzelnd in einen feinen Dämmerschlaf verfallen. Über meine Augen strich das Haar der Berenice dahin, dieses Sternbild, das an den Grenzen des sichtbaren Firmamentes, schon in Unendlichkeit getaucht, funkelte wie ein schön gesträhltes Götterhaupt. Ich spürte den aphrodisischen Duft des Meeres, vereinigt mit dem nahen Duft von Dagmars blumenhaft bleichem Hals. So unbestimmbar, unmeßbar und unwägbar, wie alles Naturgeschehen um mich her, fühlte ich in meinem Halb- und Viertelschlaf, daß eine Erregung in meiner Brust, in Dagmars und in Erwins stärker wurde. Sie schlich dahin, diese Erregung, aber sie näherte sich seit Stunden einem bestimmten Ziel. Mir war, der ich dort blinzelnd schlief, als irrten unsere Gedanken wie jene weißen Seevögel über unsern eigenen Stirnen, als suchten sie eine Zuflucht, als bauten sie endlich dort oben an den Masten ein Mondnest für ein dreifaches Liebesglück.

Erwins Hand lag unter Dagmars Nacken hingestreckt auf meiner Schulter. Von dieser Hand, die heute im Kasino das Geld über den Tisch gestreut und später die Hüften der Kokotten beim Tanz gelenkt hatte, empfing ich einen leichten Abscheu, gemischt mit einer leichten Lust.

Spät in der Nacht, doch meinen Nerven nicht unvorbereitet, löste sich diese Hand mit einem zärtlichen Abschiedsdruck von meiner Schulter. Ich sah, wie sich Erwin ein wenig aufrichtete, wie seine Augen lächelnd, unstet und forschend auf Dagmars Gesicht eine Stelle zum Kuß suchten. Er wählte ihre Mundwinkel, in denen ein fließendes Lächeln lag. Sie küßten sich lange, spielerisch, nicht hingerissen, doch genußsüchtig. Kaum hatten sie sich voneinander gelöst, als Dagmar sich umwandte und lächelnd, unstet, mit Grausamkeit forschend, auf meinem Gesicht eine Stelle zum Kuß suchte. Sie nahm die Augen, in deren Höhlungen sie schlürfte, dann nahm sie meinen Mund. Sie umarmte meine Hüften, ihre Hand zog meine Knie an ihre Knie, meinen Schoß an ihren. Sie warf sich zurück. Sie rief, indem sie den schmalen Leib panthergleich gegen das Firmament hinstreckte: „Heute wird er verdorben!“ Schwärmerisch sah sie mit den blauen Augen ins Mondlicht. Dann warf sie sich zur Seite: im Mondschatten der Segel tauschte sie Zärtlichkeiten mit Erwin. Die entzückten Töne aus ihren Kehlen erinnerten an das verworrene Gurren der Tauben.

Erwin breitete ein Tuch über Dagmars Geſicht. Er küßte ſie.

„Wer hat dich geküßt?“

„Du.“

„Wer: du?“

„Erwin.“

„Du ſollſt nicht denken, daß ich es bin, hörſt du? Denke, daß Walther dich küßt.“

Er küßte ſie.

„Wer hat dich geküßt?“

„Walther.“

Ich küßte ihren Mund durch das Tuch.

„Wer?“

„Walther.“

„Du ſollſt nicht denken, daß ich es bin. Denke, es iſt Erwin.“

Wir küßten uns.

„Wer hat dich geküßt?“

„Erwin.“

Wir ſtreuten im Mondlicht, Meereswind und Liebesſpiel unſere Weſen dahin wie Aſche oder Staub. Was Ich war, wurde Du; was Du war, wurde Wir. Ich lernte die Luſt an einem Weib, das niemand, das allen gehört. Die Worte klangen in meinem Ohr: heute wird er verdorben! Ich

nahm die Verderbnis hin wie das Allerköstlichste, Allgenußreichste und Allbeglückendste auf diesem Erdenrund. Ich erinnerte mich dabei eines Gedichtes, das ich — in welchem Leben? — einst an ein Mädchen telegraphiert hatte: In tausend Formen magst du dich verstecken — Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich — Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken — Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich —

Vorbei! Vorbei!

Ich legte Dagmars Hände an meine Hüften, ich küßte, schaudernd im ersten Morgenwind und Morgenlicht, ihre nackte, kaum noch weibliche Brust.

Das Dreigespann der Seevögel verließ mit klagenden Pfiffen unser Schiff, sich dem Osten entgegenzuwerfen. Wir sahen aus der Ferne, wie ihre Rücken noch in Nacht getaucht waren, während die schräg aufwärts gerichteten Leiber mit den eingezogenen Krallen im östlichen Schein erglühten.

9

Am folgenden Nachmittag hatte Dagmar mich aufgefordert, in ihrem Zimmer den Tee zu nehmen. Ich fand jenen kostbaren Augenblick, wo sie, dem Bad entsteigend, zwei Stufen der in den Erd-

boden eingelassenen Wanne übersprang. Ihr Sprung, die indianerhafte Biegung in den Hüften, erinnerte mich an ihren senkrecht emporgerichteten Tanzschritt im Wald unsers Schulgutes.

„Der Mantel!“ rief mir Dagmar zu mit einer kleinen befehlenden Bewegung des Handgelenkes.

Ich legte den Bademantel um ihre Glieder, ich rieb ihre Haut mit meinen Fäusten trocken, ich kniete, ich trocknete ihre Hüften, Schenkel und Füße, ich küßte, was immer meinem Mund von der schönen Gestalt erreichbar war. Währenddessen ordnete Dagmar ihr Haar vor den Spiegeln, sie nahm meine Dienste, meine Zärtlichkeiten hin, als seien wir ein Liebespaar von jeher. Ich trug sie auf meinen Armen in ihr Bett, das von Parfümflaschen, Konfitüren, kleinen Kuchen und Teetassen umlagert war.

„Du bemühst dich,“ sagte sie, während ich sie trug, und sie blickte lässig zur Decke des Zimmers hinauf, während ihre rosigen Füße eine schwebende Engelsgeste vollführten. Dann, im Bett, in ein schwarzes Pyjama mit weißer Hals- und Handkrause wie in ein ganz trauriges Totenhemdchen gehüllt, sagte sie, während sie vor dem kleinen Spiegel mit dem Ballen der Hand eifrig Creme

auf ihrer Gesichtshaut verrieb: „Dein Gesichtsausdruck, mein Liebster, zeigt diese Art von zärtlicher Ergebenheit, die mich von jeher bei euch Männern unaussprechlich gelangweilt hat.“

Derartige Aussprüche brachten mich gewöhnlich zum Lachen, heute wurde meine Erregung nur gesteigert. Verzweifelt biß ich in diese schleierweiche Daunendecke, die meinen Mund von ihrem Körper trennte.

„Ja, das ist gut,“ sagte mit Befriedigung eine Stimme hinter mir.

Erwin war eingetreten. Er zog mich auf das Bett, auf das er sich fallen ließ. „Küßt euch. Es ist anregend für einen alten Spieler, die Jugend zu sehen, wie sie sich küßt.“ Während er dies sagte, legte er ganz konventionell seinen Mund zur Begrüßung auf Dagmars Finger.

„Also!“ sagte Dagmar, und ich küßte ihren Mund. Sie ließ es geschehen, aber so, daß ich merken sollte, wie sie Erwin mit den Augenwimpern taktmäßige Leuchtfeuerzeichen gab. Nun nahm ich in Wut ihren Hals in meine Fäuste, ich würgte ihn küssend, bis diese Augen stumpf wurden in einer fast unpersönlichen Demut.

„Genug,“ sagte Erwin und er legte seine Hand

ganz leicht auf meinen Arm. „Es ist unschicklich, eine Dame beim Tee zu töten. Wir wollen jetzt unsere Bekösstigung haben. Vielen Dank.“

Wir bekamen unsern Tee. Verzweiflung und Erregung bewirkten, daß ich die Tasse nur mit Mühe in meiner Hand hielt. Die beiden plauderten miteinander, ohne mich viel zu beachten. Zuweilen hüstelte Dagmar, sie legte dann das Taschentuch an die Lippen.

„Erinnerst du dich an Bijou d'Eve?“ fragte Dagmar plötzlich.

Erwin dachte nach.

„Ist es die fette Flämin aus dem Café du Dôme?“

„Sie ist in Monte Carlo.“

„Man hat immer das Gefühl, wenn man sie sieht, als werde das dicke violette Blut demnächst die weiße Haut sprengen.“

Dagmar sog mit geblähten Nüstern Luft ein.

„Walther muß sie haben.“

Ich fuhr empor aus meinen Gedanken.

„Was? Wovon redet ihr? ... Wovon ihr nur immer redet!“

Dagmar betrachtete aufmerksam mein Gesicht.

„Es genügt durchaus nicht, daß du mich liebst

und erwürgst. Du mußt andern Frauen auf dieselbe Art den Hof machen. Du wirst Bijou bis morgen abend verführen."

„Ich kann nicht erlauben, daß man ihm soviel Zeit läßt," sagte Erwin. „Das ist kein fair play für Bijou."

Ich nahm Dagmars Hand, die ich spielend in meiner hielt.

„Warum willst du mich verderben?" fragte ich leise.

Dagmar sah mich eigentümlich an. Sie strich mit der Spitze ihres Zeigefingers über meine Augenbrauen.

„Er wird gleich das Gedicht zitieren: Ach, was ziehst du mich unwiderstehlich — In jene Pracht? — War ich guter Junge denn nicht selig — In der öden Nacht . . ."

Erwin war etwas unruhig geworden. Mein Kummer, meine Verzweiflung und meine Angst gingen ihm nahe. Dennoch sagte er etwas ganz Andersgeartetes als das, was er fühlte:

„Bijou ist allerdings ‚jene Pracht'."

Er legte seinen Arm um meine Schultern.

„Ich denke, mein Liebster, du überspringst sie. Ce n'est pas de ton métier ça!"

„Warum willſt du mich eigentlich verderben, Dagmar?“ fragte ich noch einmal, mit unendlicher Trauer im Herzen.

Dagmar winkte mich näher zu ihrem Mund. Sie flüſterte ein Wort, einen Namen, den Seeleninhalt eines Lebens in mein Ohr.

Ich ſtand auf, ſehr, ſehr blaß. Ich öffnete das Fenſter. Ich lehnte mich tief hinaus, atmete den Duft der Narziſſen und Roſen am Ufer des Meeres. In der Ferne heulte die Sirene eines Automobils, ein Jammerton, der mich mit Welt-Angſt erfüllte. Über dem arabiſchen Felſenneſt Eze flogen drei Raubvögel in ſpiralförmigen Schwingungen.

Niemand von uns ſprach geraume Zeit.

Dann räuſperte ſich Erwin.

„Ich möchte euch, meine Lieben, nur darauf aufmerkſam machen, daß wir von morgen an endgültig bankrott ſind.“

Ich drehte mich um. Ich ſah jetzt, daß es ziemlich ernſt gemeint war, was er da ſprach.

„Die wirtſchaftliche Situation iſt mit der Mitteilung ausreichend charakteriſiert: ich habe nun von morgen an definitiv keinen Sou mehr in der Taſche, und die Direktion des Hotels beginnt allmählich mit der Polizei zu kokettieren. Nachdem

sich mir siebenundzwanzig Nationen mittels telegraphischer Postanweisung als zinsbar erwiesen haben und ich den Ertrag dieser Steuer immer wieder verspielte, sind alle Quellen seit einigen Tagen versiegt. Ich bitte gehorsamst um Kriegsrat."

Dagmar nahm ein in scheckig gelber Seide gebundenes Buch zur Hand, ‚Le jardin des supplices' von Octave Mirbeau, drehte uns den Rücken und begann zu lesen.

Erwin lachte mir zu.

„Also? Was geschieht?"

„Du bist schrecklich dumm, Erwin," sagte ich mit allem Ernst. „Natürlich geht es nicht so weiter."

„Also? Was geschieht?"

„Von morgen an werde ich die Sache energisch in die Hand nehmen."

Dagmar drehte sich um.

„Vergiß bitte nicht, daß du morgen wichtigere Dinge in die Hand zu nehmen hast als ‚die Sache'."

Ich antwortete ihr gar nicht.

„Du willst jetzt deinerseits telegraphieren?" fragte Erwin. „Das ist lieb von dir."

„Ich denke gar nicht daran," erklärte ich mit Bestimmtheit. „Ich will deine Torheiten auf

direktem Wege wieder gutmachen. Du haſt einen großen Fehler begangen, als du ſoviel ſpielteſt, Erwin."

Erwin hörte zu, leicht mit den Augen zuckend vor Mißbehagen.

„Was für einen großen Fehler?"

„Du haſt immer verloren, wenn du geſpielt haſt. Das war natürlich ein großer Fehler. Man muß immer gewinnen."

Erwin zündete eine Zigare an.

„Witze kann ich auch machen — viel beſſere ſogar als du", ſagte er. Er liebte es nicht, wenn man ihn in Anweſenheit irgendeiner Frau zurechtwies.

„Ich mache durchaus keine Witze. Ich werde morgen ins Kaſino gehen und ſpielen."

„Ah!" rief Erwin, als ſei mein Plan für ihn die größte aller Senſationen.

Auch Dagmar drehte ſich um, mich zu betrachten.

„Wieviel Geld benötigen wir?" fragte ich.

„Unſere Hotelrechnung beträgt 5728 Franks. Schmuckſachen habe ich auf dem Mont de Piété für 7000 Franks gelaſſen."

„Alſo gut. Ich werde morgen dreißigtauſend bringen. Aber unter einer Bedingung: wir reiſen übermorgen früh."

Erwin ſtand auf. Er ſtreichelte mein Haar.

„Er iſt verrückt geworden, unſer lieber Kleiner,“ ſagte er und er lächelte Dagmar zu.

Dann ging er mit kapriolenhaften Bewegungen aus dem Zimmer.

Dagmar war noch immer damit beſchäftigt, mich zu betrachten, als ſähe ſie mich zum erſtenmal.

„Du gehſt morgen ins Kaſino?“

„Ja. Allerdings.“

„Das iſt gut. Kaſino iſt beſſer als Bijou.“

„Ja, Kaſino iſt beſſer,“ entgegnete ich, haßerfüllt. „Aber übermorgen werden wir Erwin adieu ſagen.“

„So?“

„Ja: ſo! Wir werden beide ganz allein — hörſt du, Dagmar, ganz allein? — in irgendeinen winzig kleinen Ort der mittelitalieniſchen Küſte gehen. Du und ich — hörſt du? — niemand ſonſt als du und ich!“

Ich befahl, ich flehte, ich war tief geängſtigt.

Dagmars Blicke gingen unſtet über meinen Körper, als taxiere ſie meinen Wert — ja, ſie richtete ſich ſogar ein wenig in ihrem Bett auf, um mich bis zu den Füßen hinab betrachten zu können.

„Gut,“ ſagte ſie dann, mit dem eigentümlich

bleichen Blick ihrer blauen Augen. „Wenn du morgen dreißigtausend Franks bringst, so werden wir ganz allein an deine Küste gehen.“

Und sie begann abermals zu lesen.

10

In abgrundtiefer Betrübnis und durchaus beschämt stieg ich die Stufen des Kasinos hinunter. Ich hatte meine goldene Uhr, ein von meinem Vater ererbtes kostbares Stück, und einige Perlen im Mont de Piété verpfändet, und ich hatte ganz wie Erwin den großen Fehler begangen, alles zu verlieren — alles, bis auf ein einziges Goldstück, das ich für die Rückfahrt nach Beaulieu gerettet hatte.

Während der Nacht hatte ich wachend von jenem Haus an der adriatischen Küste geträumt, in dem Dagmar und ich leben würden. Meine Phantasie hatte jede Liebesstunde künftiger Tage gebildet, unsere Spaziergänge, Mahlzeiten, Ausflüge und unsere Nächte. Ach, welch ein Ausdruck: unsere Nächte! Hatte ich nicht davon geträumt, in dieser wunderbaren Einsamkeit mittelitalienischen Landes Dagmar zu jeder Stunde des Tages und der Nächte umarmen zu dürfen? Wie gegenwärtig war mir

alles gewesen: die Sympathie der Landbewohner für das junge Eheglück, die Segensrufe der Schiffer und ihrer Frauen, die ehrerbietigen Begrüßungen mit dem Pfarrer, wenn wir ihm auf den Weinhügeln oder in den Pinienwäldern begegneten; die Schreie des Hahnes vor Sonnenaufgang, die zu unsern bemalten Betten drangen; die fernher klingenden Gespräche und Rufe der Fischer an den Mondesabenden, wenn sie ihre Netze aufzogen oder Fische räucherten. Vorbei! — Ich hatte noch zwanzig Franks zur Heimkehr, ich hatte Dagmars Spott zu bestehen, ihre feine Verachtung für meine Ruhmrederei. Es gab keine andere Rettung mehr als eine nach daheim gerichtete Beichte und als die schmähliche Rückkehr eines Schulknaben, der gefehlt hatte.

War es möglich, in einer so unbeirrbar determinierten Gewißheit, wie ich sie während der letzten vierundzwanzig Stunden besessen hatte, fehlzugehen in diesem Rausch-Vorgefühl des Sieges?

Es war lächerlich, mit der Grimasse der Betrübnis und Beschämung auf dieser trivialsten aller Treppen Europas zu stehen. Ich spürte das sehr. Dennoch verließ ich sie nicht. Ja, ich war sogar sehr zufrieden mit meiner Rolle, den Vorüber-

gehenden zu zeigen, daß ich traurig geworden war, weil ich all mein Geld verloren hatte. Es war nun wahrscheinlich geworden, daß ich gar nicht mehr zu Dagmar zurückkehren, sondern mein Leben auf einer jener berühmten Selbstmörderbänke beendigen würde. Ein Grabstein auf dem Friedhof in Monte Carlo: Regret éternel — und der Rest war Schweigen.

Vor mir blieb eine Kokotte stehen. Sie sagte, ohne Lächeln, ohne Mitgefühl, fast ohne Neugierde:

„Tu as perdu, mon petit?"

Ich verneigte mich höflich.

„Mais oui, Madame, en effet, j'ai beaucoup perdu! Je n'ai qu'un seul louis dans ma poche."

„Fais voir!"

Ich zeigte ihr das Goldstück. Sie nahm es mir aus der Hand. Sie betrachtete es, als sei es ein besonders wertvolles und interessantes numismatisches Kunstwerk. Ich war darauf gefaßt, daß sie in dem herben Pariser Jargon, den sie sprach, einige Argotphrasen machen würde, die mich verwirrten, die ich kaum verstünde, und daß sie dann das kostbare Gold in ihrer Tasche verschwinden lassen würde. Ich hätte nicht den Mut gehabt, sie zu bitten, daß sie es mir zurückgäbe.

Nachdem sie jedoch einige Zeit grübelnd die Prägung des Kopfes Napoleon III. betrachtet hatte, legte sie mir meinen Schatz zurück in die Hand.

„Il faut jouer!“ sagte sie mit der unerbittlichen Weisheit der Delphika. „Il faut jouer, mon petit! Tout le monde joue avec son argent. Rentrez! Rentrez! Il faut faire travailler votre capital!“

Sie stieg, ohne sich umzuwenden, die Treppe hinauf.

Wahrhaftig, man muß sein Kapital arbeiten lassen! Ich hatte noch zwanzig Franks! Geht also, meine zwanzig Wirtschaftssklaven! Arbeitet!

Ich folgte jenem Weibe. Betrübt ging ich hinter ihr her, den Blick auf die gewaltig ausladenden Hüften, auf das breite Gesäß, auf das leicht brüchige Schuhwerk dieser Frau gerichtet.

Was nun folgte, ist ein Spielerabenteuer sehr gewöhnlicher Natur, allzu trivial, um es Stufe für Stufe zu schildern.

Ich hatte mich noch nicht zehn Minuten an dem ersten der Trente- et Quarante-Tische stehend aufgehalten, als ich mir zweitausend Franks errungen hatte. Ich hatte das Gefühl, eine sehr große Summe gewonnen zu haben, als ich mein Geld zählte, und so kam es, daß ich meiner delphischen

Kokotte von den zweitausend Franks einen beträchtlichen Teil schenkte, eine Freigebigkeit, die nicht unbemerkt blieb und die unter den Kameradinnen jener Frau eine Atmosphäre des Wohlwollens für mich schuf.

Jetzt aber begann mein Spiel. Zum erstenmal an diesem Tage fand ich den Mut, mir einen Stuhl zu erobern. Ich begann völlig kopflos zu pointieren, mit einem holden Irrsinn, mit einem nie geahnten Glücksgefühl kommender Siege. Ich setzte dreimal mein gesamtes Kapital und dreimal gewann ich. Nach diesen drei Schlägen wußte ich nicht mehr, ob ich nun ein sehr reicher Mann geworden wäre, der für den Rest seines Lebens nicht mehr genötigt sein würde, dem Geld irgendeine Beachtung zu schenken oder was sonst. Ich griff ganz wahllos in meine Scheine und ich verlor nur selten, wohl aber erhielt ich häufig, sehr häufig sogar, neue Scheine, sehr viel neue, einen kleinen, amüsanten Hügel buntfarbigen Papieres, goldener Plaketten, kleiner goldener Münzen. Ich erinnere mich, ein einziges Mal überrascht gewesen zu sein, als ich zehntausend Franks gesetzt und verloren hatte und als dennoch der Reichtum vor mir sich nicht wesentlich vermindert hatte.

Doch gleich nach diesem Verlust legte sich eine mütterlich gute, eine warme und warnende Hand auf meine Schulter:

„Il faut finir, mon petit," flüsterte eine Stimme, der ich mit Gläubigkeit vertraute.

Sogleich erhob ich mich, mit Mühe zusammenraffend, was ich errungen hatte.

Die mütterliche Freundin wehrte mit wölfisch-rauhen Lauten der Schar bettelnder Genossinnen, als wir die Münzen und Scheine sortierten und an der Kasse in handlichere Formen umwechselten.

Wir verließen zusammen das Kasino. Die Sonne stand nur eine Handbreit tiefer als zuvor. Ich aber glaubte, zwanzig Tage dort im Spielsaal wie ein Kohlentrimmer im Leib eines Steamers gearbeitet zu haben. Ich hatte zweiundfünfzigtausend Franks gewonnen.

„Tu viens avec moi, chéri?" fragte die dunkle Stimme.

Fieberig folgte ich dem Gebot, das in dieser Frage lag — gehorsam auch jetzt, wie zuvor.

Ich habe keine Erinnerung mehr an die folgende Stunde, die ich in einem banalen, dunklen Zimmer irgendwo in Beausoleil verbrachte. Ich habe

keinerlei Erinnerung mehr an das Gesicht dieser Frau, an ihre Gestalt, an ihre Haut, kaum der Duft eines Duftes ist zurückgeblieben. Nur gemahnte mich später zuweilen weißes Frauenhaar traumhaft daran, daß ich in dieser Stunde weißes Frauenhaar in meinen Händen gehalten hatte. Eines jedoch ist heute mir gewiß: daß keine Umarmung meines Lebens je so freudevoll, so gütig, so naturhaft-fruchtbar und von so großer Einfalt und Einfachheit gewesen ist wie diese hier. Ich habe dann beim Abschied noch ihre Dankesworte im Ohr, das sonore Murmeln: „Tu es généreux, mon petit.“ Dann erst, als ich im Automobil auf Beaulieu zujagte, immer noch die Nachmittagssonne im gerröteten Gesicht, dann begann die große, die seltene Stunde der vollkommensten Glückseligkeit.

Ich bin heute ein nicht mehr junger Mann, dem Grabe durch Resignation der Seele, durch Krankheit des Körpers genähert, und das Wort ‚Glück‘ schneidet sich bitter in meine Lippen ein. Dennoch schäme ich mich nicht, es zu gestehen: ich war niemals in meinem Leben glücklicher als mit jenem Spielgewinn in der Tasche. Ich war fast noch ein Kind, Geldgier war mir die fernste aller Leidenschaften, und das Spiel um des Spieles willen war

mir eine Narrheit, denn die Entzückungen eines Hasardeurs lagen meiner zur Melancholie neigenden Natur fern. Aber jenes Geld in meiner Tasche war Triumph — Triumph über Erwin, der sich wochenlang bis zum bleichen, nur schwer verhüllten Gram darum abgemüht hatte, es zu erringen; es war Triumph über einen Mann vor den Augen der Allerbegehrtesten dieses Erdenrunds! Jener Reichtum hier gab den Alleinbesitz dieser Allerbegehrtesten in einer liebesfrohen Landschaft.

„Eros! Eros! Ihn selber werde ich umarmen!“ Ich tobte, ich sang in meinem Automobil rasende Gesänge, während die schräge und schrille Sonne mir meine Lieder ins Gesicht zurückwarf. „Nichts auf der Erde ist herrlicher als Eros! ... Oh, du meiner Jugend aller-aller-erlauchtestes Glück! ... Heut' wird er verdorben! ... O wunderbare Dagmar, ich will mich ganz zerstückeln lassen in diesem Glück ... Heute! Heute!“

Nun, es war ein ziemlicher Unsinn, was ich da brüllend vor mich hinfabelte, auf der staublosen Luxusstraße dieser Küste, und der Chauffeur, der mich toben hörte und einen von Spielverlusten Irregewordenen zu fahren glaubte, ließ mit ge-

sträubtem Haar die Sirene schallen, deren heulender Warnruf, zu Maulbeerbüschen hoch hinaufbringend, mein tobend-törichtes Herz nicht mehr zu ängstigen vermochte.

Nicht sogleich ging ich zu Dagmar, als ich vor dem Hotel angelangt war. So unruhvoll froh war mein Herz, daß es erst im Garten, in der Geselligkeit buntfarbiger Blumen, sich besänftigen mußte. Doch ich geriet an den unrechten Ort: in das Gewächshaus, wo die erregenden Formen vielgestaltiger Orchideen gezüchtet wurden. Das Abenteuerlich-Sinnliche dieser Pflanzen bedrängte mein Herz, in der feucht-schwülen Luft atmete ich schwer, und nur mit Mühe konnte ich die Augen öffnen, deren Wimpern und Brauen vom gelben Blütenstaub der Orchideen verklebt waren.

Ich verließ diesen schlimmen Raum, diese Pflanzenküche, in der, so schien es mir, die feinsten, unstofflichsten und gefährlichsten Laster unsers Zeitalters gebraut wurden.

Dagmars Zimmer fand ich verschlossen. Ich stieg noch einmal zum Concierge hinab, den ich fragte, ob Dagmar wohl mit dem Wagen ausgefahren sei.

„Madame ist abgereist."

Ich lächelte.

Da man mich mißverstanden hatte, so wiederholte ich noch einmal Dagmars Namen.

„Madame ist abgereist. Vor einer Stunde. Hier ist ein Brief.“

Ich schüttelte lächelnd den Kopf. Was für Narrheiten! — Ich öffnete den Brief:

Kleiner Junge!

Ich bin nachmittags mit dem britischen Antinous in Monte Carlo gewesen. Da sah ich Dich auf der Kasinotreppe stehen mit einem wunderhübsch-traurigen Gesicht. Du sahst sehr niedlich aus, kleiner Junge, so ohne einen Centime in der Tasche. Nun reise ich ab, der britische Antinous will nach Algier, und aus unserm mittelitalienischen Liebesidyll ist ja nun doch nichts geworden. Ich war entzückt, als ich dich mit einer ganz schlechtklassigen Kokotte ins Kasino zurücktreten sah. Es ist süß und erregend zu wissen, wie fest bereits alle möglichen Laster sich in Dein Jungensblut ergossen haben. Grüße meine keusche deutsche Schulkameradin, wenn Du sie noch je in Deinem Leben sehen solltest. Ich küsse jetzt deinen unverschämten Kleinjungensmund.

Dagmar.

NB. Nun wirst du hoffentlich endgültig wissen, daß ich kein anständiges Mädchen bin, sondern eine Kokotte. Leb wohl!

Dagmar (Kokotte).

Mit diesem Brief in der Hand ging ich in die Halle. Fröstelnd setzte ich mich vor dem flammenlosen Kamin in den Stuhl. Weit offen stand die große Tür ins Freie. Spätfrühlingsluft trug einen Blumenduft herein: es war der Duft jener Blume, die vor dem Sommer sterben würde.

Erwin stand vor mir. Lächelnd nahm er den Brief aus meiner Hand. Er fragte:

„Darf ich?"

Er las.

„Hübsch," sagte er dann.

Ganz ohne Bitterkeit fügte er hinzu:

„Sie war reizend. Und sie tat recht daran, von uns fortzugehen."

Er fügte zweifelnd hinzu: „Eigentlich hätte sie ihren britischen Antinous für uns anpumpen sollen."

Dann brach er in sein schallendes Gelächter aus.

„Dagmar, in Klammern ‚Kokotte'!"

Er zündete sich eine Zigarette an, mit einer etwas zynischen Angst in den Mundwinkeln.

„So," ſagte er, etwas ernſter. „Nun ſitzen wir hier, eine Beute des Präfekten dieſes geſegneten Departements. — Alſo?"

Ich ſah in die trockene Aſche des Kamins. Ich erinnerte mich daran, wie Dagmar dort die Photographie der ‚keuſchen deutſchen Schulkameradin' verbrannt hatte.

Erwin ſetzte ſich auf die Lehne meines Stuhles.

„Nun, kleiner Junge, du haſt alſo die Laſter des Spieles kennengelernt und dich ſogar mit einer ſchlechtklaſſigen Kokotte befreundet? Wieviel haſt du bei dieſer Beſchäftigung an wirtſchaftlicher Potenz eingebüßt?"

„Ich habe gewonnen," antwortete ich, tonlos und heiſer.

„Was haſt du?" Erwin ſchrie. Er drückte mich heftig an ſeine Bruſt. „Unſer kleiner Junge hat gewonnen? Wieviel denn?"

Ich ſtieß Erwin von mir. Ich ſtand auf.

„Ich habe fünfzigtauſend Franks gewonnen," rief ich laut und wütend. „Aber ich will mir ein Boot mieten und ſie ins Meer werfen, ſo ekeln ſie mich!"

Erwin ſah mich an, mit gerundetem Mund.

„Mach jetzt bitte keine Scherze!" ſagte er ſtreng. „Mit dem Heiligſten im Leben der Kulturvölker

treibt man keinen Scherz! Wieviel haſt du bitte gewonnen? Fünftauſend?“

„Ich ſagte es dir ja!“ rief ich ſcharf und ſchneidend. „Ich habe nicht fünftauſend Franks gewonnen, ſondern das Zehnfache davon, fünfzigtauſend, und ich werde das Ganze ins Meer werfen“.

„Zeig her!“ befahl Erwin mit präziſer Strenge.

Ich warf ihm meine Brieftaſche hin. Ich leerte auch meine Kleidertaſchen, die noch voll von Papiergeld waren.

Als Erwin die Reſultate dieſes Nachmittags vor Augen ſah, brach er in einen Negertanz aus. Er ſchrie, ſang und tanzte wie ein Duk-Duk-Mann der mikroneſiſchen Südſee, er lachte, wie nur je ein Kanake tat. Er fiel mir um den Hals. Er brüllte vor Lachen.

„Aber mein Junge, was machſt du für ein Geſicht! Für fünfzigtauſend kannſt du dir die Herzogin von Saint-Briſac kaufen!“

Er lief zum Concierge, zu dieſem alten Herrn, der uns immer viel Wohlwollen gezeigt hatte.

„Haben Sie das gehört, Mr. Dufour? Mein Freund hat heute nachmittag fünfzigtauſend im Kaſino gemacht und jetzt zieht er ein Geſicht, als habe man ihm die Taſchen ausgeraubt!“

Mr. Dufour lächelte mit der Weisheit eines Concierge aus der Nähe Monte Carlos.

„Reisen Sie ab, meine Herren! Gehen Sie heute nacht nicht dorthin zurück! Sie werden im Cercle wieder alles verlieren! Reisen Sie ab! Partez, messieurs, partez!“

„O — den Teufel werden wir spielen, Mr. Dufour! Wir werden ganz andere Dinge dort starten, heute abend! ... Hier, wir deponieren bei Ihnen siebenundvierzigtausend Franks, den Rest behalten wir, das wird genügen... Vorwärts, vorwärts, mein Junge! Zieh dich jetzt gefälligst zum Abend um! Wir essen ganz allein bei Ciros, auf der Galerie. Dann werden wir tanzen. Ich werde Frauen bestellen, die besser sind als diese ... als diese ... als diese dürre, freche und treulose Skandinavierin.“

Auf der Treppe kehrte er sich um, ganz gerührt:

„Aber sie war entzückend, diese Schwedin! Was für einen charmanten Brief hat sie dir doch geschrieben! Was für ein ausgezeichneter Stil!“

Wir saßen dann zu Beginn einer hellen, fast weißen Nacht auf der Galerie bei Ciros, zwischen Frauen aller Länder, die mit guten Bewegungen die Galerie durchschritten, Händedrücke mit Be-

kannten austauschten oder Wein an ihre Lippen hoben. Afrikanische Musik und Pariser Parfüms erfüllten die Luft.

Ich empfand keine Leidenschaft von alledem. Ich empfand nichts als Trauer über den Ablauf der Zeiten. Der Frühling welkte über dem Meer dahin. Ein heißer, öder Sommer begann.

Ich sah zum Horizont, wo ein Segelschiff die einsame Nacht über dem Wasser verbrachte. Ich spürte den breiten, flachen Schlag des Schicksals auf mein Herz.

In dieser Nacht hatten Erwin und ich Frauen, die wir vertauschten. Am nächsten Tag regelten wir unsere Schulden, schrieben Anweisungen aus nach fernen Ländern für alle jene, die Erwin geholfen hatten, dann teilten wir das, was uns übrig geblieben war.

Am Abend fuhr ich im Nord-Süd-Expreß zurück, nach Deutschland zurück.

Chriſtine

1

Ich hatte meine Mutter während meines Aufenthaltes an der Riviera getäuſcht, denn die wöchentlichen Briefe, die ich in Beaulieu an ſie geſchrieben hatte, waren durch Vermittlung meiner Zimmerwirtin mit dem Poſtſtempel der Stadt München verſehen worden. Nach meiner Rückkehr legte ich in einem ausführlichen Schreiben ein reumütiges Bekenntnis meiner Reiſe ab. Es war zu erwarten, daß meine Mutter im Verlauf einiger Wochen die Skala jener Gefühlszuſtände, die ihrem Naturell zugänglich waren, durchſchritten hätte: übermäßige Empörung und Konſternierung — Trauer — Nachſicht — gütige und tränenvolle Verzeihung — endlich meine heftige Verteidigung gegenüber jedem aus der Verwandtſchaft, der mich angriffe. Dennoch war ſie auf den Wunſch ihres Bruders, meines Vormundes, mit meiner Verbannung nach einer kleinen Univerſitätsſtadt im

Norden Deutſchlands einverſtanden. Was Angelina anbetraf, ſo ſchrieb ſie die mokanten und etwas lüſternen Briefe eines traurig-komiſchen Pierrots.

Das Gift, das mir Dagmar an der Küſte des Mittelmeeres gereicht hatte, war aufs beſte in meinem Blut verteilt. Ich arbeitete nichts mehr dort oben in meiner Verbannung, wohl aber gab ich mich müßigen, zum Teil erotiſchen Träumereien hin. Ich geriet in die Geſellſchaft adeliger Studenten, an die ich mein in Monte Carlo erworbenes Geld verlor. Ich begann häufig mit dem Schnellzug nach der drei Stunden entfernten Großſtadt zu fahren, in der ich Freundinnen von zweifelhaftem Rang, Ruf und Sitten unterhielt. Ich machte Schulden. Ich verlor jedes Intereſſe an geiſtigen Gegenſtänden. Dennoch war ich leidenſchaftslos. Mit einer großen Kälte des Gefühls unterzog ich mich dem geſelligen Verkehr der Kameraden, ihren Spiel- und Trinkſitten. Mit Heftigkeit ſuchte ich die Frauen, aber eine krankhafte Störung meines Seelenlebens machte es mir unmöglich, ihnen noch einmal zu begegnen, nachdem ich ihre Zärtlichkeiten genoſſen hatte.

Das menſchliche, auch das mittelmäßige Herz iſt in der Jugend doch zumeiſt ſo beſchaffen, daß

es sich in der Wärme, die ihm dann noch eignet, zu der Kälte des andern hingezogen fühlt. Die Sinnlichkeit meines körperlichen Wesens, welche die Seele unberührt ließ, bewirkte in meiner Umgebung ein Hinstreben zu meiner Person. Der ich sehr einsam gewesen war — junge Leute aller Art begannen nun meine Gesellschaft zu suchen, oft mit leidenschaftlichen Bedürfnissen. Ich wurde in verworrene, komplizierte und intrigante Liebeszustände verwickelt. Ein Knabe von neunzehn Jahren, der nicht gelernt hatte, die Frauen zu lieben, tötete sich in meinem Zimmer.

Nicht die äußeren Ereignisse waren es, die mich bisweilen zur Einkehr verführten. Ohne jeden besonderen Anlaß unterlag ich doch zu ganz bestimmten Stunden den Erinnerungen an meine Jugend und an die schönen und reinen Gestalten, die sie bevölkert hatten. In jenen Sekunden, in denen vor dem Einschlafen der Tag das Geschöpf in seinen Armen dem Traum übergibt — hier, kurz vor dem Schlummer, war mein Augenblick qualvollsten Erwachens. Hier übersah ich mit Klarheit Abschnitte meines Lebens und deren innerste Bedeutung, die andere Individuen erst gewahr werden, wenn sie sehr lange gelebt

haben. Kam der Tag, so nahm er dann gelassen lächelnd von mir Besitz, wie ein Henker von seinem Opfer.

Wurde ich weiser hierdurch? Ich wurde wehmütig, ich wurde widerspruchsvoll und nicht leicht deutbar, aber weiser wurde ich nicht.

Von meiner russischen Mutter jedoch hatte ich den Trieb zur Flucht geerbt, den Aufschrei der Seele: so kann ich nicht weiterleben! — aber auch die Schwäche unsrer Rasse, von der Flucht umzukehren, in die Behausung des Gemeinen zurückkehren, dennoch ‚so weiterzuleben', und dies so oft fortzusetzen, bis endlich der Tod uns auf der Flucht betrifft und die Umkehr verwehrt.

Mit immer größerer Gleichgültigkeit stand ich der Natur gegenüber. Ich sah den Wechsel der Jahreszeiten und ich sprach wie der Bürger, der sich eines Tages der organischen Natur erinnert: ‚Es wird Frühling! — Siehe da, der Herbst kommt! — Nun also wird es Winter werden!' Doch zu jenen Tagen, die meinem Aufschrei ‚so kann ich nicht weiterleben' vorauszugehen pflegten, erregte mich alles in der großen Natur bis zu Tränen, bis zu einem Erbleichen, von dem ich die Vorstellung hatte, es müsse mein Blut im Innersten

ergreifen. Dann, wie in alten Tagen, atmete ich mit klopfendem Herzen den Geruch eines Lupinenfeldes, verfolgte den Flug der Kiebitze über dem Moor, sah den gebogenen Regen über schrägen Tannenwäldern und das lastende Einerlei grauer, aber-grauer Wolkendecken über Kartoffelfeldern, die in der Einsamkeit weinten und froren.

An solchen Abschnitten meines Lebens angelangt, nahm ich meinen Ranzen, begann ich tage-, oft wochenlang zu wandern. Der ich noch tags zuvor mit irgendeiner Frau in einem großstädtischen Hotel zur Nacht gespeist, in einem Kasino mich auf die einförmige Art der Jugend meiner Zeit tanzend vergnügt hatte — schon in der andern Nacht schlief ich vor dem kaum noch glühenden Küchenherd eines Kossäten, wo der Hund mit rauhem Traumknurren den Sturz des letzten Flammenscheites beantwortete, schlief in einem Heuschober, wo die Ratten sich gegenseitig mit kleinen Pfiffen vor dem Eindringling warnten, in der Halde eines Birkenwaldes, wo die Mücken ihren feinen Rüssel in mein unruhiges und gequältes Menschenblut tauchten. Dann, zuweilen, in einer ganz reinen Anschauung der Landschaft, der Atmosphäre oder der Gestirne, kam mir Erinne-

rung an eine noch kürzlich durchlebte Stunde in irgendeiner Stube der Stadt oder an das verworrene Geräusch vieler tanzender Schritte oder an die Rhythmen einer Musik, die auf eine unedel skandierende Art nicht die Liebe der Geschlechter, sondern ihre Umarmung selber darstellten. Arbeit mit den Bauern auf den Feldern, längeres Verweilen in einer Schmiede oder in der Schneiderwerkstätte einer Dorf-Stadt, Besichtigung einer Glasbläserei im Gebirge, die Einquartierung in der Hütte einer Steinhauerfamilie, die nach Stunden bemessene Kameradschaft mit einem Wilderer — dergleichen half mir über das Dumpfe, Trübe und Verworrene meiner Empfindung hinweg.

Ich suchte Christine nicht mehr, ich schrieb ihr nicht mehr, in meinem Herzen sagte ich ihr kein Wort mehr. Mit der Lust zur Grausamkeit, die ein Grundzug meines Wesens war, hatte ich Christine, mochte sie anwesend, mochte sie fern von mir sein, allzuoft gequält, verraten und geschändet. Mit je reineren Zügen die Erinnerung mir Christines Antlitz und Christines Wesen ausstattete, desto stärker war meine Lust gewesen, diese Frau zu hintergehen, sie zu ihrer Qual zu meiden, phantasierend ihren Körper und ihre Seele zu verun-

reinigen. Allzuoft war der zerstörende, grausame und perverse Instinkt eines Mannes, der Keuschheit nicht duldet, in mir lebendig gewesen. Ich schlug nicht mehr die Augen vor ihr nieder, wenn meine Seele ihrem Bild begegnete, ich sah an ihr vorbei, ich ging an ihr vorüber. Sie war ein leerer Schein, ein Dunst und ein Phantom, und oft warf ich ihr in erbitterten Selbstgesprächen vor, ein leerer Schein zu sein, ‚denn wärest du eine Gestalt, Christine, so würde ich doch einmal trachten, dich — dich zu umarmen und nicht dein Widerspiel!'

2

Dennoch wurde ich eines Tages unrettbar und mächtig an Christine erinnert: durch die Gegenwart ihrer Schwester, die ich als verheiratete Frau auf einer Gesellschaft im Grunewaldviertel von Berlin wiederfand. Sie war die Gattin eines Diplomaten geworden, der, nach langen Jahren der Witwenschaft, Blanche aus Liebe sowohl wie aus Repräsentationsbedürfnissen geheiratet hatte. Gerade in jenen Tagen war von der Regierung eine Mission nach Ostasien geplant worden. Der Kaiser hatte Blanches Gatten zum Chef dieser Legation ernannt.

Nachdem Blanche im Empfangsraum in einer etwas geſtelzten Gleichgültigkeit Worte der Begrüßung mit mir gewechſelt hatte, ſagte ſie plötzlich mit dem prüfenden Blick, mit dem der Verſchwörer den Verſchwörer mißt:

„Legen Sie Wert darauf, ſich heute abend mit mir zu unterhalten?“

„Sehr!“

„Warten Sie.“

Blanche flüſterte jener Dame, in deren Haus wir den Abend verbringen durften, einige Worte zu, die mit einem Lächeln der Zuſtimmung beantwortet wurden. Ich hörte, wie man einem Bedienten den Auftrag erteilte, die Tiſchordnung zu verändern.

Wie wir nun Seite an Seite ſpeiſten, Blanche und ich, flüſterte ſie mir zu, die ſchöne Jungvermählte, die Geliebte aus der Knabenzeit, auf deren Stirn immer noch der Firnenſchein mittäglicher Eiſes- und Schneebläue zu leuchten ſchien:

„Sehen Sie, Walther,“ und ſie ſah mir dabei hurtig auf die Lippen, „wer von uns beiden hat es nun weiter gebracht? Sie ſind noch nicht einmal Herr Doktor, und ich bin mit meinen zweiundzwanzig Jahren Exzellenz.“

Ich schlug mir an die Stirn.

„O weh! Ich habe ganz vergessen, daß man Sie Exzellenz nennen muß! Tausend gnädige Vergebungen, Exzellenz Kätzchen!“

Blanche berührte schnell und wie unversehens meine Hand mit der Haut ihres Ellbogens.

„Seien Sie nicht ungezogen. Sie haben es nötig, sehr artig zu sein. Auf unserer Hochzeitsreise in San Sebastian wohnte eine Dame nebst Anhang in unserm Hotel, die mir hübsche Dinge von Ihnen erzählt hat. Obwohl sie unmöglich war, so habe ich sie doch kennengelernt, weil ich es mir in den Kopf gesetzt hatte, sie kennenzulernen. Ich liebe unmögliche Damen. Sie war natürlich früher einmal Ihre Schulkameradin gewesen. Wo immer man in der Welt Kurtisanen oder gut aussehende Rastas antrifft — immer sind es Zöglinge eures Doktors.“

„Dagmar?“ fragte ich überrascht, mit einem leisen Druck von den Schläfen her.

Blanche zeigte mir ein Lächeln. „Ja, Dagmar,“ sagte sie.

Ihre Augen wurden perfid schmal und doch zitterten ihre Wimpern.

„Sie hatten da unten eine hübsche liaison à trois.“

„Das ist ganz einfach von Dagmar gelogen.“

„Ihre Diskretion erweckt Hoffnungen.“

Ich betrachtete mir Blanches Stirn — o, ich war in diesen letzten zwei Jahren recht hübsch frech geworden!“

„Kennen Sie den Bibelspruch Johannes 14,27?“

„Geht es wieder um Jesus Christus oder um das Schachspiel?“

„Es geht um unser Schachspiel, Exzellenz Blanche. Er heißt: Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“

Blanche legte das Burgunderglas an die Lippen.

„Danke,“ sagte sie, ohne zu lächeln. „Ich werde mich nicht fürchen. Aber ich will immer glauben, daß Sie ein halbwegs anständiger Junge sind.“

„Danke, Blanche,“ sagte ich, ohne zu lächeln. „Und ich werde immer denken: unermeßliche Dankbarkeit für das Schönste in meinem Leben.“

Blanche sprach gerade vor sich hin, in das Stimmengewühl hinein, als unterhalte sie sich nicht mit mir, sondern mit jemand ihr gegenüber:

„Auf dieser Basis kann man leben, Walther, und befreundet sein bis in das Greisenalter, obwohl es natürlich gelogen ist, daß es das Schönste in Ihrem Leben war.“

Ihr Mann, der sich angeredet glaubte, zeigte mit der verbindlichen Biegung, die ihm eigen war, das schmale Gesicht unter dem grauen Haar.

„Was sagtest du, Blanche?“

Sie schüttelte lächelnd das geschmückte Haupt.

„Nichts. Nichts für dich.“

Die Vielgestalt gesellschaftlicher Beziehungen ermöglicht es, eine Intimität, die in der Vergangenheit bestand, völlig und bis zur Selbsttäuschung sich vergessen zu machen. Dieses ist die erste Stufe. Auf der folgenden steht der nervenfeine Genießer gesellschaftlichen Doppellebens, der sich gerade dann am deutlichsten eines jeden Augenblickes dieser Intimität erinnern wird, wenn er sie am nachdrücklichsten vergessen zu haben scheint. Was mich betraf, so war es mir im Verlauf dieses Abends völlig gelungen, in Blanche nichts anderes zu sehen als die mir aus der Jugendzeit freundschaftlich zugetane Dame, als die Frau ihres Mannes.

Es war kurz vor der Verabschiedung beim Tee, als Blanche auf mich zutrat und den Platz neben mir auf dem Sofa einnahm.

„Warum stellen Sie die einzige Frage nicht, die Sie wirklich und wahrhaftig an diesem Abend interessiert?“

Ich dachte mit gesenkter Stirn nach.

„Ich stelle sie," sagte ich leise.

Blanche legte die Teetasse an den Mund.

„Also! Man feiert in diesen Tagen den vierzigsten Geburtstag eures Doktors. Viele eurer alten Schüler finden sich dort auf dem Gebirgsgut ein, um zu gratulieren. Auch Christine ist unter ihnen."

Ich sah geradeaus durch das dunkle Fensterglas dort vor mir. Verworren standen die Bäume der Allee in der Nacht.

„Soviel ich hörte, beabsichtigt der Doktor zu heiraten."

Die letzte elektrische Bahn fuhr brausend durch die Allee der Stadt entgegen, sie riß das gegenüberliegende Haus und den Garten, die entlaubten, feuchten Baumzweige und die eisernen Masten ins Licht. Ich starrte dort hinaus. Als meine Worte wieder vernehmbar werden konnten, sagte ich:

„Der Doktor ist nicht mehr jung."

„Ich äußerte mich eben, wie alt er ist. Vierzig Jahre. Das beste Alter also. Mein Mann ist zweiundfünfzig. Ein noch besseres."

Ich lächelte wehmütig.

„So recht heiratsfähig, Blanche — wird man es wohl mit achtzig?“

„Die Ehe ist so kompliziert geworden und die Treue so unmöglich — ich denke: mit hundert.“

„Die Weisheit muß also fossil geworden sein?“

„So fossil, so urgewaltig ehrwürdig, wie Papas und Ihre Gesteinsmassen. So verwittert muß eine Weisheit geworden sein, Walther, um begreifen zu machen, daß die Ehe noch möglich ist, nachdem die Treue unmöglich geworden ist.“

Blanche stand auf.

Sie reichte mir die Hand, dicht an ihrem Knie, verborgen, seitwärts, ohne mich anzusehn. Sie flüsterte:

„Leben Sie wohl, Walther. Aus der Tiefe meines Herzens — ja? — leben Sie wohl.“

Ich hielt diese Hand fest in meiner. Ich preßte sie an meine Hüfte, ich wagte nicht, sie zu küssen.

„Leben Sie wohl, süße, schöne Blanche. Vergessen Sie nie: unermeßliche Dankbarkeit!“

„Auch Ihnen. Leben Sie sehr wohl.“

Und noch einmal, einige Minuten später, auf der berieselten und nebligen Straße, vor dem

dampfenden Lichtschein des Automobils, in Gegenwart des Mannes und der Menschen:

„Leben Sie wohl, Baronin. Meeresstille, glückliche Fahrt zum Morgenland!“

„Danke. Auf Wiedersehn!“

3

Zerspaltene Empfindung, verworrene Lust, die Menschenverachtung des Vierundzwanzigjährigen, Selbsthaß und Weibeshaß trieben mich in dieser Nacht in die Arme einer Frau, die in Mißhandlungen ihres anämischen Körpers die Blutfülle und Blutwärme suchte, die ihr versagt waren. Sie hatte sich Qual ausersonnen, wie man den Stachel der Lust in das eigene Fleisch treiben könne, um auf diese Art den Anteil an der allgemeinen Lust der Geschlechter zu erlangen. In einem schlecht gelüfteten, nach dem Hof hinweisenden Zimmer, dessen pharmazeutischer Geruch von Krankheit, Agonie, Tod, Verwesung und Desinfektion sprach, zuckte auf dem Erdboden das brüchige graue Fleisch, und ich tat mit Menschenhaß, was kein Mann ohne Trauer im Herzen tun sollte.

Eine Stunde später lief ich durch den Regen, der sich mittlerweile aus der emporgestiegenen Nebel-

decke ergoß, an den Straßenwänden entlang, auf mein Haus zu. Dort, in der durchnäßten Abendkleidung, sank ich sogleich auf mein Bett, schlief ich sogleich.

Eine Faust griff in mein Haar, riß mich durch die Zimmerdecke hindurch bis zu den Sternen, eine harte, scheltende Stimme rief: „Nun ist es genug!“ Dann gab die Faust mich frei. Ich stürzte nicht, sondern ich sank mit dem zögernden Schweben eines Weltkörpers durch den Raum dahin. Das Firmament war bevölkert von sich kreuzenden Fackeln, geometrisch erklügelten Lichtfiguren, mythisch geflügelten Tieren, dahinstürmenden, in Flammenovalen eingerahmten Gottesboten. Nun begannen die Kometen mich mit zitternden Schweifen einzufangen. Sie bogen sich zu peinvollen Linien, höhnisch ahmten kosmische Staubwolken das emsig Drängende des menschlichen Spermas nach. Gebannt in diesen Schicksalskreis sank ich dahin, mit einem unnennbaren Weh im Herzen. Ein Gebirge trat aus der Tiefe hervor, mein sich nähernder Fall scheuchte die Adler aus ihren Horsten in das Sternenlicht, das mich umgab. Den Adlern folgten Ibisse, diesen Reiher und Kraniche, die auf den Baumkronen

der tieferliegenden Waldungen von Wipfel zu Wipfel hüpften. Langsam näherte sich mein Sturz den schrecklichen Schroffen, als ich bemerkte, daß hurtig trabende Bären, junge, heldenhaft daherspringende Löwen, eine unermeßlich große Schar wilder Pferde und Hunde, endlich, so schien es mir, auch sanft winkende Menschen die Gebirgsgipfel zu erreichen trachteten, um mit ihren Leibern ein Bett- und Fangtuch für meinen Sturz zu bereiten. Die Angst vor dem Zerschellen machte mich schreien, aber ich wurde von Tierleibern, die sich auf den Rücken gelegt hatten, um mir ihre weichen Bauchdecken hinzustrecken, und von gerundeten Menschenarmen aufgefangen und — geborgen.

Als ich erwachte, waren meine Kleider noch feucht vom Regen, doch ich goß aus meinen Augen neues Naß in sie hinein, denn ich weinte heftig im Glück dieser Rettung, welche die Kreatur mir bereitet hatte. Ich riß das Fenster auf und ich glaubte hinter dem Feuerschein des Nebels über der Stadt mein Ziel zu sehen: die Wälder, die Landstraßen, die Flüsse und Sturzbäche — Natur! Natur!

Die Abendkleidung der Zivilisation sank schnell von meinen Gliedern, die schlechte, oft zusammengeflickte Wanderburschentracht wurde hervorgeholt.

In dieser Nacht noch, halb träumend, fieberisch und erkältet, mit einem bösartig stechenden Schmerz in den Schläfen und im Hinterkopf, begann ich meine Wanderung.

Es war die Wanderung eines Narren, denn ich lief da mit meinem Ranzen im strömenden Regen durch die Straßen der großen Stadt Berlin, nach Südwesten zielend, aber ich geriet nun gerade zwischen die Elendsquartiere des Nordens.

Aus den Häusern erklangen die Schreie der Frauen, die von Betrunkenen mißhandelt wurden. Die Türen schrecklicher Gaststätten öffneten sich und zeigten eine höllische Szenerie von Streit, Trunksucht und Unzucht. Revolverschüsse, aus einer seitwärts gelegenen Anlage dringend, rollten durch die Straßen; ihr Echo wollte nicht Ruhe geben, sich zu wiederholen, sich selber nachzuäffen, sich für ewige Zeiten, so schien es, in meinem Ohr festzubannen, wo es wie ein Widerhaken meinen Gehörgang blutig riß. Ein Mann fiel über mich her, betastete meinen Körper, und ich hielt, betäubt vom Schrecken und Alkoholdunst, eine Sekunde stand, bis ich ihn zurückstieß, so heftig, daß er zusammengekrümmt wie das Kind im Mutterleib oder wie ein buddhistischer Toter auf den Stein

herniederschlug, wo er ächzend verblieb, zuckend und wie im Todesröcheln. Polizisten, die fetten Kinne gegen die hochgeschlagenen Mantelkragen gedrückt, die ausgebürsteten Schnurrbärte tropfend vom Regen, gingen an dem Dahingestürzten und an mir vorüber, blicklos, die Augen starr geradeaus gerichtet in den Lichtkreis der nächsten Laterne. Eine Dirne, den Regenschirm schief über dem Hut schwenkend, flüsterte Anerbietungen; von Angst gehetzt, schilderte sie, rasselnd wie ein brüchiges Grammophon, die Laster, die sie auszuüben bereit war.

Nun wurde ein Mann verfolgt. Gestalten, schlanke, verwegene, sehnige und junge, die Apachenmützen schief in die Stirn gezogen, die wollenen Schals um den Hals geschlungen, folgten ihm zunächst, dann Männer und Weiber jeden Alters. Schreie der Grausamkeit, die ihrer Beute gewiß ist, machten die Luft erzittern. Der Rächerruf und nichts als dieser Ruf ertönte: zu schlagen, blutig zu schlagen, das Opfer bis an die Grenze der Vernichtung zu tragen! Und das Opfer, mit plötzlicher Verzagtheit sich duckend gegen einen unbespannten Möbelwagen, dessen Deichsel geisterhaft im Regen emporragte, das Opfer wurde gepackt, und es war,

als ſchlage alles Volk der Erdoberfläche auf dieſen einen Menſchen ein. Man ſchlug ihn lachend, lärmend und brünſtig, der Miſſetäter war eingehüllt in die Maſſe der Miſſetäter wie das Inſekt im mörderiſchen Gewebe der Spinne. Je feiger er flehte, deſto ſtärker wurde die girrende und ſchwirrende Brunſt der Menge, an deren Peripherie ich ſtand. Der Ruf ertönte, ihn aufzuhängen — ihn auf irgendeine Art dort am Wagen hinzumachen, und der Mißhandelte begann zu tanzen, als beleckte das Feuer ſeine Sohlen. Ich ſah während einer Sekunde im Laternenſchein, horizontal gegen den Himmel, ſein ausgebreitetes Geſicht, auf dem ſich der feuchte, matte Angſtſchweiß mit dem Regen vermiſcht hatte. Die Arme griffen ratlos ſchwankend in die Luft, die Augen ſtanden wie bei einem Karpfen flächig und rund im Geſicht. Nun griffen die verwegenen, die ſehnigſchlanken, die jungen Geſtalten nach ſeinem Hals, nach ſeinen Lenden und Beinen. Gleich darauf bildeten ſie eine Gruppe von monumentaler Starrheit, und auch das Volk um ſie her erſtarrte jetzt angeſichts jener Griffe, deren furchtbare Wirkungen auf einer genauen Kenntnis der Anatomie des menſchlichen Körpers beruhten. Kein Schrei! Die

faſt religiöſe Schweigſamkeit eines Volkskörpers, deſſen Wille vollzogen wird.

Der Reſt: Schweigen.

Ein Ruf: Polizei! — und die Häuſer ringsumher, die Wirtſchaften, die unbebauten Grundſtücke mit ihren Laubenkolonien, die Wagen, die Kanalböſchungen und die Spreekähne hatten die Menſchenmenge in ſich aufgeſogen. Zwei Poliziſten beugten ſich aus ihren Mänteln über einen Sterbenden, deſſen Geſicht ſie mit der Taſchenlampe beleuchteten. Gedämpfte, ſachgemäße Worte erklangen — dann nichts als das dahinjagende Waſſer auf der Straßenſchräge, auf der die gerieften Mäuler der Gullys das in ſie hineinſtürzende Waſſer gluckſend verſchluckten.

Als der Morgen zu einem troſtloſen Tage dämmerte, hatte ich meine Beſinnung ſoweit wiedergefunden, daß ich in der Wartehalle eines Bahnhofes eine Taſſe heißen Kaffees nach der andern trank, mich am Ofen wärmte, den ein alter, übernächtiger Kellner einheizte, und endlich auf einer Bank einſchlief, bis der Ausrufende mich zu meinem Schnellzug nach Südweſten erweckte.

Wie ich dann durch die Fenſter des Schnellzuges die erſten märkiſchen Felder ſah und auf

ihnen Wagen und Handkarren, mit Rüben und Kartoffeln beladen, mit Sackleinen geschirmt gegen den Regen — da endlich traten die Gestalten und Gesichte der Nacht zurück.

Wanderlust erfüllte die Luft.

4

November — welch ein grausames Wort für die Natur!

Noch wanderte ich in der Ebene. Die Erde um mich her, die Landwege, die einsamen, geisterhaft entlaubten Bäume auf den Bühlen, die Pferde und Ochsen auf den Straßen — die Natur selber ließ mutlos, niedergeschlagen, mit Groll und Ekel im Herzen den unbarmherzigen, den furchtbaren Regen dieser Tage auf sich herabströmen. Da wanderte ich in einem Meer von Tränen, vermischte meine mit den Tränen der Pferde und Rinder, schritt im fauchenden Nebelregen vorüber an todestraurigen Hirten, die ihre todestraurigen Schafe auf die Hügel trieben, vorüber an verlassenen Herbergen, deren Schilder im wehenden Regen rosteten, vorüber an den Abzugsgräben der Wiesen, die das lehmige Wasser gurgelnd in rauhen Lauten von sich sprudelten, vorüber an Kirchhöfen, deren

Tote das Leben und seine Oberfläche verachteten, weil diese mehr Verlassenheit, Grausamkeit und Öde ertragen mußte, als der Tod je sie zu ertragen gelehrt hatte.

Dann aber begannen die Waldungen am Fuß des Gebirges. Mir schien, die Rinden der Bäume fieberten von der Feuchte, die seit Tagen an ihr herniederrieselte. Die Pilze in den Forsten moderten und zerfielen mit dem Verwesungsgeruch menschlicher Leichname, und ich ahnte die Krankheit und Melancholie des Wildes in der Tiefe der Wälder.

Ich hatte auch Freude. Wenn ich des Abends die Dörfer durchwanderte und die Geborgenheit der Menschen im warmen Schein des Herdes und des Lampenöles sah; wenn ich am Eingang der Gasthöfe einem Fuhrmann begegnete, der eben ausgespannt und gefüttert hatte und nun die geheizte Schankstube mit dem gewichtigen Schritt eines Mannes betrat, der da weiß, was sein Eingang in eine Schankstube für den Wirt, für die Gäste, für sich selber bedeutet. Ich lachte heimlich, wenn sie dann das sagten, was man einzig in diesen Tagen sagen konnte: „Ein Wetter!“ Und ich lachte auch, wenn ich an alle geborgenen Tiere dachte,

an ihre heuduftenden Ställe, an ihre Lagerstätten unter der Bank und neben dem Herd, an ihre listenreich gekrümmten Gruben und Gänge in der Erdrinde.

In der dritten Nacht geriet ich in das Gebirge meines Jugendlandes. Um abzukürzen, schlug ich einen Seitenpfad ein, doch ich verirrte mich. Ratlos stand ich in Tannenwäldern, aus deren Wipfel ich Wildtauben und Krähen gegen den schwarzwogenden Himmel aufscheuchte. In einer Schlucht, durch die sich wütendes Wasser ergoß, begann es zu schneien, ich sah den Schnee nicht, aber ich fühlte ihn an meinen Kleidern. Ich strauchelte auf dem glattgewaschenen Kieselschiefer, an Zweigen riß ich mich blutig, deren Berührung mich frösteln machte, aber ich war nicht mehr traurig, wie ich da meinen Weg suchte, ‚den lieben Weg ins Kinderland' — ich lachte und sang trotzig vor mich hin. Ich erinnerte mich lachend eines Ausspruches, den Tobby Stafford einmal gemacht hatte, wie wir des Sonntags als Knaben gewandert waren und ich ihm gegen Abend eine Abkürzung vorschlug — er sagte mit seinem höflich-trockenen großbritannischen Bedauern: „Oh, Walther, ich fürchte, zum Abkürzen haben wir keine Zeit mehr."

Kurz vor Mitternacht fand ich, in der Nähe eines Granitbruches, die langgedehnte Waldhütte einer Steinhauerfamilie. Die Mutter war gelähmt und geisteskrank, die Männer, der Vater und seine fünf Söhne, sprachen in den schwerfälligen Lauten von Menschen, die lange schweigsam gewesen waren, die Töchter zeigten sich gelöst, liebreich, neugierig und im geheimen erfreut. In der Art, wie sie alle den Verirrten aufnahmen, war die Atmosphäre des Evangeliums und des Urchristentums. Der Schnaps, den sie dem Frierenden reichten, erschien als Blut des Herrn, das Brot als sein Leib. Dennoch hörte ich kein Wort der Religion. Die gedruckten Anschläge an den Wänden zeugten davon, daß sie einer sozialistischen Organisation angehörten.

Ich schlief auf der Erde unter Tierfellen, mit Dankesworten auf den Lippen. Die älteste der Töchter gab mir mit einem herrlich rohlachenden Munde von ihren Kissen, die jüngste legte scheu und schnell heiße Ziegelsteine an die Sohlen meiner Füße. Es wurde dunkel in der Hütte, ich schlief sogleich. Ich wachte auf von der Berührung eines Mundes an meinem Mund. Ich schlang meinen Arm um eine Hüfte, ich spürte

einen Nußduft aus diesem schwellenden, rauhen und rissigen Munde, den ich küßte, eine zärtlich packende Hand in meinem Haar — dann war leere Luft um mich her, und suchend tastete mein Arm ins leere Dunkel. Tief schlief ich bis zum Morgen, aber ich spürte während meines Schlafes immer auf meinen Lippen das Lächeln, mit dem ich geküßt hatte, und ich wachte einige Stunden nach Anbruch des Tages mit diesem Lächeln auf.

Die Männer hatten sich bereits nach dem Steinbruch begeben, die Mädchen kochten Kaffee, sie gaben mir meine am Herd ausgetrockneten Kleider. Lachend begrüßten sie mich, mit einer heiteren Demut in den tierhaften Augen. Sie deuteten mir den Weg, wir tauschten Händedruck um Händedruck. Längst wanderte ich die Gebirgsstraße entlang, als mir das Abenteuer meiner Küsse im Dunkel einfiel. War es Traum, war es Wirklichkeit gewesen? Gleichviel, was immer es gewesen war — menschliche Wärme war es gewesen, und ich dankte und war froh für beides, Traum oder Wirklichkeit.

Nun erinnerte ich mich an das Datum dieses Tages, und ich wußte, daß es der Geburtstag des Doktors war.

Immer im Regen, immer im Regen, so schritt ich mit leicht fiebernbem, dahindämmerndem Gemüt über das Gebirge. Was ich nunmehr noch dachte, waren Kilometerzahlen, Entfernungen, Distanzberechnungen. Ich aß an diesem Tage keinen Bissen, ich trank keinen Tropfen, ich schritt dahingeweht, Sturm im Gesicht, Sturm im Gehirn, in schneeverwehten Gebirgsgräben, über Bäche, durch Unterholz, auf Schroffen und Kämmen, endlich hinab, hinunter, tiefer und tiefer zu Tal.

Gegen den Spätnachmittag hin empfand ich ahnungsvoll eine stetig sich vergrößernde Bekanntschaft mit der Natur, die mich umgab, doch kam es meinem träumenden und fieberischen Sinn nicht recht zum Bewußtsein, daß ich das wohlvertraute Land meiner Kindheit betreten hatte.

Dann, nach einigen Stunden, erschrak ich: das Haus lag dicht zu meinen Füßen, das Haus der Kindheit. In den Zimmern brannten die Lampen, die in ihren Messingrundungen hingen und ihren spröden Schimmer durch die Fenster sandten.

Den im rötlichen Sand gestuften, steil abfallenden Weg stieg ich hinab. Ich betrat das Haus. Es leer zu finden, war mir nicht verwunderlich, so-

wenig es mir als Knabe verwunderlich gewesen wäre, es zu dieser Stunde des Abends ohne Bewohner zu finden. Ich schritt auf der gegenüberliegenden Seite hinaus, ich ließ die kleinen Villen der Lehrer links liegen, ich stieg jenen bewaldeten Hügel hinauf, der ihnen zur Abendandacht diente.

Behutsam trat ich näher in den wohlvertrauten Kreis.

Da der Regen die Erde unwohnlich gemacht hatte, so standen sie aufrecht, die meisten an die Stämme der Fichten gelehnt, einige ohne Stütze, alle in ihre Capes und Kapuzen gehüllt. In ihrer Mitte sah ich den Doktor, der zu ihnen sprach. Im Kreise Tobby Stafford, der den Doktor mit einer wohlerzogenen, sauberen Freundlichkeit betrachtete und dabei irgendein Lachen zu unterdrücken suchte; Ulrich Schärtlin, der sich aus seinem Taschentuch ein Männchen drehte; Gerhart Herfurth, die beiden Hände auf dem Stockgriff, dem Doktor mit der großen Liebe des Jüngsten der Jünger ins Gesicht blickend; Cyril de Malaisé, dessen Hüften sich in irgendeinem geheimen Rhythmus wiegten; Bruno Schumacher mit dem energischen Blick des Emporgekommenen, ein wenig drohend, und als der Ernsthafteste von allen. Dann zahlreiche andere

Gestalten noch aus der vergangenen Zeit — unter ihnen junge und immer jüngere Knaben und Mädchen, endlich mir unbekannte Gesichter.

Ich senkte die Augen wie jemand, der aus der Dunkelheit in einen großen Flammenkreis tritt und soviel Leuchten nicht ertragen mag.

Nun hörte ich die letzten Worte, die der Doktor sprach:

„Wenn ich so Tag um Tag über die Willensfreiheit des Menschen nachgedacht hatte, so wurde mein Gemüt von großer Traurigkeit ergriffen, denn ich glaubte wahrzunehmen, daß die Freiheit des Kindes zu seiner Charakterbildung nicht größer sei als etwa die Freiheit eines Planeten, sich selber den Umfang jener Ellipse zu bestimmen, mit welchem er das zentrale Gestirn zu umkreisen berufen wurde. Je älter jedoch ich geworden war, desto mehr wurde ich von der Wahrheit dieses Bildes ergriffen: wie nämlich alle Jahrmillionen das Firmament sich öffnete; wie der Planet ehrerbietig vor den Stufen des unaussprechlich schönen Thrones kniete und wie er, sein Auge in dem göttlichen des Weltenschöpfers ruhend, von ihm eine neue Bestimmung seiner Wege und Umlaufszeiten zu empfangen bereit ist. Dann scheidet er

von dem Sternenbilde aus, dem er bisher angehört hatte, um sich einem andern planetaren System anzuvertrauen. Was nach Jahrmillionen in diesem erdichteten Schicksal der Sterne jener Kniefall vor dem Weltenthron, das besagt im Leben des Menschen jener geheimnisvolle Augenblick, in dem eine bedeutende und erstaunliche Freiheit des Willens waltet. In ihm werden unvorhergesehene, kausal weder begründbare noch recht erklärbare Entschlüsse gefaßt, und es werden dem menschlichen Geiste Befehle erteilt, welche die planetare Charakterbahn vollkommen zu verändern befähigt sind — nicht unähnlich dies alles einem gegen den Abend hinfliegenden Adler, der sich mit einem Male in seiner eigenen Spur zurückwürfe oder plötzlich gegen die Mitternacht oder gegen den Mittag zuflöge.

In einem solchen Augenblick, wo der Kerker sich öffnet, in welchem mein Wille gebannt und bezähmt liegt, wurde mir mit einer neuen Gefühlswelt eine neue Schicksalswelt zuteil. Das Werk, das in diesen letzten Jahrzehnten geschaffen zu werden galt, hatte meiner Empfindung nicht erlaubt, Umschau zu halten nach dem Glück der Liebe. An der Grenze meines vierzigsten Jahres

eingetroffen, hatte ich die bitterlichste Enttäuschung in einer Freundschaft erfahren, die, symbolhaft, mein Lebenswerk zu vernichten drohte. Der, den ich unter euch allen am meisten geliebt habe, meine Kinder — ich gestehe es offen und ich gestehe es ohne Scham, denn die Gerechtigkeit des Pädagogen heißt: große Liebe! — dieser also verneinte das Vorbild, das mein Werk und ich ihm gaben, vergalt mein Gefühl, das ihn und nur ihn auf allen Wegen dieser letzten zwölf Jahre gesucht hatte, mit Verachtung und Haß. Durch ein ähnliches Schicksal verbunden mit Christine suchte ich und fand ich eine neue Neigung und Zuneigung, deren Wesen rein zu empfinden mir ursprünglich nicht bestimmt war. Mit um so größerer Dankbarkeit nehme ich es heute hin. Ihr aber, meine Freunde" — hier lächelte der Doktor ein wenig ironisch —, „ihr rei publicae patres atque conditores, seid bedankt für eure Gegenwart an diesem Tage. Laßt uns, wie wir es aus der Jugend gewohnt sind, singen. Möge der Regen eure Stimmen nicht rosten lassen!"

Ein gedämpftes Lachen begleitete diese letzten Worte. Dann trat Stille ein. Stimmen von Männern, Frauen, Mädchen und Knaben intonierten. Es begann der alte Gesang:

O Täler weit, o Höhen,
O ſchöner grüner Wald,
Du meiner Luſt und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!

Da draußen, ſtets betrogen,
Sauſt die geſchäft'ge Welt,
Schlag noch einmal die Bogen,
Um mich, du grünes Zelt!

Da ſteht im Wald geſchrieben,
Ein ſtilles, ernſtes Wort,
Von rechtem Tun und Lieben
Und was des Menſchen Hort.

Ich habe treu geleſen,
Die Worte, ſchlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Weſen
Ward's unausſprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlaſſen,
Fremd in die Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gaſſen
Des Lebens Schauſpiel ſehn.

Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernſts Gewalt
Mich Einſamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Die Erwachsenen sowohl wie die Kinder traten nach Beendigung des Gesanges herzu, um im Händedruck den heute dreifachen Wunsch für den Doktor einzuschließen: den einer guten Nacht, den eines guten Familienglückes, den eines guten künftigen Lebens. Ich, die Kapuze tief im Gesicht, unerkannt von den andern, mischte mich mitten unter sie, trat herzu und sagte:

„Ich gratuliere, Herr Doktor."

Der Doktor, im Zwielicht sehr bemüht, den Fremden zu erkennen, erwiderte:

„Gute —"

Dann verstummte er. Ein Zittern verteilte sich über dem riesigen Körper. Er stammelte. Er sagte, was er in früheren Jahren oft beim Gutenachtgruß zu mir gesagt hatte:

„Warte auf mich."

„Ja, Herr Doktor," flüsterte ich und ich trat zur Seite.

Und wieder sah ich die Gefährten meiner Schuljahre, ältere und jüngere, an mir vorüberziehen. Ich hörte, nachdem sie ihren Gruß und Glückwunsch vorgebracht hatten, ihre unruhigen und verworrenen Gespräche, ihre gegenseitigen kleinen

Anrufe in der Dämmerung, ihre Lieder, wie sie den Hügel hinuntereilten. Einige verklingende Takte der Melodie, die sie vierstimmig gesungen hatten, trafen vom Tal her wieder und wieder an mein Ohr: — fremd in die Fremde gehn — mitten in dem Leben — deines Ernsts Gewalt — mich wundersam erheben — so wird mein Herz nicht alt.

Jetzt waren wir allein auf dem Hügel, der Doktor und ich.

Der Regen dieser qualvollen Tage hatte nachgelassen. Der Wind hatte die Richtung aus Ost genommen, und eine beginnende Kälte verkündigte mit dem Riß der Wolkendecke den nahenden klaren Sternenhimmel.

Wir beide standen entfernt voneinander dort oben auf dem Andachtshügel und wir sprachen in der Dunkelheit, die uns umgab, wie körperlose Wesen zueinander. Bald sah ich nichts mehr von der Gestalt des Doktors als nur dieses hartgeprägte, gelbbärtige Mannesgesicht, das eben jetzt die Qual verwittert und brüchig gemacht hatte.

„Du bist gekommen?"

„Ja, ich bin gekommen, Heinrich, um dir Glück zu wünschen, und ich wäre dir dankbar, wenn du mich für diese Nacht in deinem Hause aufnehmen

wolltest, denn ich bin hungrig, durstig, etwas erkältet, vom Regen sehr durchnäßt und müde."

„Du bist immer willkommen, mein Kind, immer. Solange ich leben werde ... bis zu meinem letzten Atemzug ... mein Kind, ich werde immer die Tür meines Hauses öffnen, wenn nur dein Schritt sich naht."

„Ich danke dir, Heinrich. Es ist sehr freundlich von dir, immer die Tür deines Hauses zu öffnen, wenn nur mein Schritt sich naht."

„Hast du — du hast Christine begrüßt?"

„Ich habe sie nicht begrüßt. Ist sie hier? Ist sie auf dem Gut?"

„Sie wohnt ... sie wohnt in dem Haus, in dem du als Kind einst lebtest ... Mit zunehmendem Alter zeigten sich bei mir Bedürfnisse nach einer größeren Bequemlichkeit, der ich fast vierzig Jahre gelebt hatte, ohne das Bett anzusehen, in dem ich schlief. So richtete ich mir dein Haus zum Wohnhaus ein. Willst du — du willst Christine begrüßen, Walther?"

„Ja. Gehen wir."

Wir schritten, fast glitten wir den Hügel hinunter, Seite an Seite, in gemessenem Abstand dennoch. Höflich bog der eine dem andern die Zweige zur Seite. Ich sah, wie der Doktor die

ſtarken Hände zuſammenpreßte, mit der Bewegung eines Bauern, der zuſehen wird, wie ſein Weib ſtirbt.

„Du wußteſt — wußteſt du, daß Chriſtine und ich heiraten werden?“

„Ich wußte es nicht. Aber jetzt empfinde ich, wie ſtark ich es in den letzten Stunden meiner Wanderung geahnt hatte. Noch einmal: meinen Glückwunſch, Heinrich.“

Der Doktor blieb ſtehen. Die Regenfeuchte von den Wipfeln der Bäume tropfte auf ſein Geſicht. Das planetariſch klare Licht des Abendſterns, ſichtbar geworden am Horizont, gab der Geſtalt des Doktors einen Schein, als blute ſie von Blutstropfen.

„Iſt es ſchmerzlich für dich, was du jetzt erfahren haſt?“

Ich lächelte frech.

„Nein, Heinrich. Es iſt nicht ſchmerzlich für mich.“

Der Doktor ſchritt aufs neue aus. Schwerfällig ſah er von mir fort, auf das Kartoffelfeld am Waldrand.

„Wie iſt es dir ergangen?“ fragte er mit der Sprache eines Gelähmten.

„Es iſt mir gut gegangen, Heinrich,“ erwiderte

ich. „Ich habe viel Glück bei den Frauen gehabt, besonders bei den Dirnen. Es hat mir große Freude gemacht.“

Der Doktor hatte einen Ton in der Kehle wie ein gewaltiges Tier, das an der Stirn getroffen wurde.

Wir waren vor jenem kleinen Haus angelangt, das, entfernt von den andern, im rechten Winkel zweier Waldränder lag.

„Dort oben findest du Christine,“ sagte der Doktor mit einem Ausdruck der Zerrissenheit im Gesicht. „In deinem Zimmer.“

Er kehrte mir den Rücken. Er schritt davon. Ich sah jetzt, daß er alt geworden war. Nicht vierzig, sondern sechzig Jahre alt, so erschien er mir in diesem Augenblick.

Er wandte sich um. Er rief mir zu:

„Bestimme, wo du wohnen willst!“

Ich rief zurück:

„In meinem Zimmer, Heinrich!“

6.

Wie ich die Dachkammer in der Dunkelheit betrat, wurde ich gewahr, daß sich darinnen nichts seit jenem Tage verändert hatte, an dem ich mor-

gens zu meiner Wanderung in die Welt der Erwachsenen aufgestanden war. Die vom Dunst gereinigte Atmosphäre ließ den Glanz der Gestirne so stark in das Zimmer dringen, daß ich jeden einzelnen Gegenstand deutlich zu erkennen vermochte. Da war unter dem schrägen Dachgebälk der langausgezogene Tisch, der mir bald als Schreibtisch, bald als Hobelbank, bald als Ausstellungsplatte getrockneter Pflanzen oder mineralogischer Funde gedient hatte. Da stand in dem breiten Glasbehälter der große Strauch des Buchenbaumes, und es schien noch immer derselbe Strauch zu sein. Da hing der Schmetterlingskasten über dem Tisch, und da waren, mit Reißnägeln befestigt, die Ausschnitte des Kunstkalenders an der schrägen Wand, und noch immer flatterte der eine unter ihnen, der Christus des Kolmarer Altars, im Luftzug, wenn die Tür sich öffnete. Da stand noch immer die Chaiselongue unter dem Fenster, so daß der Ruhende geradeswegs in den Himmel zu blicken vermochte.

Dort aber lag nun eine Gestalt, die sich bei meinem Eintritt aufrichtete.

„Das ist nicht Heinrich," sprach eine Stimme, unsicher und bang.

„Nein," erwiderte ich. „Das ist Walther."

Christine erhob sich völlig. Sie ging mir zwei Schritte entgegen, sie näherte ihr schattendunkles Gesicht forschend meinen Augen, die von den eindringenden Sternenstrahlen belichtet waren.

„Du bist es!"

„Ja, ich bin es, Christine. Ich bin hierhergewandert, um dem Doktor zu seinem Geburtstag Glück zu wünschen. Bei der Abendandacht hörte ich, daß ihr heiraten werdet. Nun wünsche ich auch dir Glück."

Christine ließ sich auf das Ruhebett zurückfallen. Sie saß dort, die Arme auf den Knien, die Hände gefaltet, fröstelnd, ratlos, in ihren Umrissen fast wie eine sorgenvolle alte Frau.

„Du bist es," wiederholte sie geistesabwesend.

Ich kauerte mich umständlich auf der Tischplatte nieder. Einen Stuhl zog ich herbei, um meine Füße darauf zu legen, den Wanderstock hielt ich noch in der Hand. Einen Augenblick verbarg ich mein Gesicht in den feuchten herbstlichen Buchenblättern der Vase neben mir.

„Schön ist es hier bei euch," sagte ich, mich im Zimmer umsehend. „Ihr hier seid wahrhaftig die Glücklichen auf Erden."

Chriſtine hob den Blick zu mir auf.

„Biſt du nicht glücklich?“

Ich zündete mir eine Zigarette an. Im kleinen Flammenſchein des Streichholzes ſah ich zum erſtenmal deutlich Chriſtines Geſicht. Aber das Feuer erloſch wie ein ſchnelles Glück.

„Ich ſah vor ein paar Tagen in Berlin nachts einen Mann, den man auf der Straße niederſchlug. Ich glaube, man ermordete ihn. Vordem hatte ich einen Traum. Ich war gebannt in einen Schickſalskreis furchtbarer Sinnlichkeit und ich ſtürzte und ſtürzte tief und tiefer. Vor dem Traum hatte ich ein ſchmähliches Abenteuer in einem ſchlechtgelüfteten Zimmer. Vor dem Abenteuer traf ich Blanche und ihren Mann in einer Geſellſchaft im Grunewald. Vor der Geſellſchaft ... ich weiß nicht mehr, was ſich da ereignet hat, aber es war gewiß nichts Gutes. Gearbeitet habe ich ſicherlich nicht. Siehſt du: ſo iſt mein Leben — das Leben ohne dich.“

Chriſtine hatte ein kurzes Lachen.

„Du lachſt, Chriſtine?“

„Ja, ich lache,“ ſagte Chriſtine ganz laut und beſtimmt mit ihrer dunklen Stimme.

„Was erſcheint dir ſo lächerlich an dem, was ich

dir erzählte? Daß ich in meinem Traum immer tiefer und tiefer stürzte?"

„Ich lache über dein Leben ohne mich. Du trittst hier in dieses Zimmer, wie der bleiche Kreuzzugsritter zum Hochzeitsmahl, an dem er die Braut vermählt neben dem fremden Manne findet. Willst du jetzt den zu spät heimgekehrten Liebenden auch weiterhin spielen? Es ist zum Lachen!"

„Es ist dein Recht, lustig zu finden, Christine, was du magst. Ich aber sage dir noch einmal in aller Ruhe meines Herzens, daß dieses Leben ohne dich ein fortwährender Sturz ohne Ende ist."

„Du vergißt eine Kleinigkeit. Zuletzt befiehlst du immer in deiner erhabenen Eigenliebe den Tieren und den Menschen, das Gebirge mit ihren Leibern zu bedecken, um dich vor dem Tod zu bewahren."

Ich erschrak.

„Du erschrickst. Ja — ich kenne deinen Traum. Du hast ihn mir schon als Kind erzählt — in jenen kostbaren Stunden, als du gerade geruhtest, mich nicht zu hintergehen, mich nicht zu verraten oder in schlechter Gesellschaft zu verhöhnen. O ich kenne diesen Traum! Er ist das Leitmotiv deines Lebens."

Ich hatte die Augen niedergeſchlagen. Ich ſchwieg betroffen. Dann antwortete ich leiſe:

„Wenn du ihn kennſt, Chriſtine, ſo weißt du auch, daß der Befehl ‚meiner erhabenen Eigenliebe‘, wie du es nennſt, an die Tiere und Menſchen, mich zu retten, nichts anderes iſt als eine flehentliche Bitte vor dir, Chriſtine — eine Bitte, ‚auf den Knien meines Herzens‘.“

Chriſtine ſtand auf. Sie ging im Zimmer hin und her, immer dieſe drei kleinen Schritte bis zur Tür und wieder zurück, wobei ſie ihr Schultertuch zuſammengeballt in den Händen hielt. Ihr Haar flimmerte von fernen Nachtlichtern, wenn ſie dem Fenſter nahe kam.

„O, ich kenne die Kniefälle, die dein Herz vor mir verrichtet! Blanche plauderte eines Tages aus der Schule, in der boshaften Seligkeit ihres Gemütes, mich, ihre Schweſter, hintergangen, mir den Freund vor meinen eigenen Augen abſpenſtig gemacht zu haben! Welch eine Frau könnte, mit ſoviel Triumph beladen, noch ſchweigen! Sie hat zwar ein wenig moral insanity, das gute Kind — nun, das wird ihr in dieſem wohlorganſierten Daſein nichts ſchaden! Die Kniefälle deines Herzens beſtanden

darin, meinem Vater das Vertrauen und die Gastfreundschaft durch die Verführung ebendieser Tochter zu vergelten! Die Kniefälle deines Herzens bestanden in der glühenden Anbetung einer schwedischen Dirne, die man als zwölfjähriges Kind schon mit Ruten hier aus dem Hause hätte peitschen sollen! Die Kniefälle deines Herzens ereigneten sich vor den Spieltischen internationaler Hochstapelei, vor den Betten öffentlicher Häuser, in den Boudoirs schlechtklassierter Damen und brüchiger Kokotten! Ja, als ich neulich Angelina traf, die mir mit lüsternen Augen von deinem Sommerleben auf dem Gut erzählte, da begann ich zu ahnen, wie sich die Kniefälle deines Herzens nicht allein in handgreiflichen Übeltaten erschöpften! Mutloses und lüstern-feiges Liebesspiel mit der eigenen Schwester, zu gleicher Zeit die Jagd nach einer vergewaltigten Bauernmagd —"

Ich sprang auf den Boden.

„Schweige! Ich will kein Wort mehr hören! Sei still!"

Christine lachte aus der Tiefe.

„Ich rede! Ich habe zwölf Jahre lang standgehalten und geschwiegen! Jetzt — in diesem

Zimmer werde ich reden, und niemand wird es mir verbieten!“

Ich hatte eine Empfindung wie nie zuvor in meinem Leben: den leuchtenden, kräftig gespannten Hals dieses Mädchens mit meinen Händen zu umfassen, ihn zu würgen, bis der feurige Nebel vor meinen Augen sich zerteilte.

„Du — du bist die Verbrecherin! In Schmutz und Häßlichkeit deutest du mir mein Leben um! Man kann jedwedes Leben zum Verbrechen umdeuten, denn jedes Leben birgt eine Fülle von Verbrechen in sich! Du — du aber bist die Verbrecherin, die meine ganze Jugend vergiftet hat, weil du nichts als ein Phantom bist, aber kein Fleisch, kein Blut! Wenn wärest du eine irdische Person und nicht die wandelnd gewordene Figur erhabener Grundsätze — so hätte ich längst in dir geruht, an deiner Brust, Christine, die die Natur nur zum Schein so mütterlich gestaltet hat — und hätte nicht dein Widerspiel gesucht!“

Christine zeigte mit hinweisender Hand auf meine Gestalt, mitten auf mein Gesicht: „Du hast mein Widerspiel gesucht, weil du ein Anarchist der Liebe bist! Weil du verunreinigst, was du aufgerichtet hast! Weil du zu schwach und zu ehr-

furchtslos bist, um es anzubeten! Weil es deiner Verderbnis angemessener erscheint, sich von Dagmars eiskalter Sinnlichkeit spielerisch quälen zu lassen, die leichte und listige Blanche in die Arme zu nehmen, Beobachtungen darüber anzustellen, bis zu welcher Grenze sich die eigene Schwester von dem Geschlecht in deinem Körper werde reizen lassen, und was für eine Art von Lust sich aus der brutalen Liebesgier einer geschändeten Bauerndirne ziehen lasse — deshalb suchtest du mein Widerspiel, anstatt an meiner Seite ein Leben zuchtreicher und würdevoller Tatkraft zu führen! Weil du ein Liebhaber der untersten Fäulnis und gelegentlich ein Freund der mittleren Ebene bist, deshalb hast du mein Widerspiel gesucht, die ich beides nicht bin: nicht verdorben und nicht mittelmäßig!"

Ich schleuderte den Wanderstock auf den Tisch.

„Weil ich das lebendige Leben liebte und nicht die Totenkammer, in der deine Ideale bleichen! Da — in deinem fruchtbaren Körper liegen sie eingebettet, die Ideale deiner ‚Reinheit und Tugend', wie die christlichen Schädel der Katakomben in der fruchtbaren Erde! Ein Weib sein — nun, die Welt begreifen heißt das wohl nicht —

aber doch: den Mann begreifen müssen, den Mann auch in seiner trübsten, verworrensten und dumpfesten Empfindung! Du aber bist mit all der Holdheit deines Fleisches und deiner Glieder nichts als ein Leichnam, Christine, und wer dich umarmt, hat den Tod im Arm! — Ich hasse dich, Christine! Ich hasse deine frech aufgerichtete Gestalt, die falsche Mütterlichkeit und Fülle deines Körpers, deinen vestalischen Schritt!"

Christine reckte die Arme — wie ein Bauernmädchen, das nach dem Erwachen aus der Hütte tritt und das Licht begrüßt. Sie rief, überströmend von Dankbarkeit:

„Endlich! Endlich einmal dieses Bekenntnis, auf das ich seit zwölf Jahren gewartet habe! Endlich einmal dieses klare, eindeutige Wort aus deinem Mund und keine Lüge mehr aus deinem knienden Herzen!"

Plötzlich griffen ihre Hände, sich faltend, ineinander.

„Warum nur," rief sie mit dem leidenschaftlichsten Klang ihrer Stimme, „erkläre mir nur dieses eine: warum bist du hierhergekommen? Um mir dieses zu sagen — dieses: daß du meine falsche Mütterlichkeit hassest?"

Ich griff nach diesen leuchtenden, mütterlich holden Händen, die ich zu jeder Seelenstunde meines Lebens gesucht hatte. Ich preßte meine Fäuste um diese Hände, ich riß sie an meinen Mund. Ein Kampf begann, ein Ringen, Stirn an Stirn, fast Brust an Brust. Ich verwüstete mit meinen Zähnen die blutenden Hände der Geliebten, ich konnte nicht genug bekommen von der Zerstörung, die mein Mund verrichtete.

„Weil ich nicht leben — nicht, nicht leben mag ohne dich ... dich, Christine!“

Christine stöhnte dumpf.

„Du bist hierhergekommen ... weil du das Spiel der letzten Jahre spielen willst —“

Sie riß sich los aus meinen Fäusten.

„Weil du verführen willst!“

Sie sank zusammen.

Sie preßte die verwundeten Hände ineinander. Sie flüsterte, während die Augen ratlos wanderten:

„Nun — so entfalte doch die ganze freche Macht deines Wesens ...“

Ihre Lippen berührten die ineinander gedrängten Hände. Dann weinte sie, kindlich, wild, fast roh.

„Ich bin nur ein Mädchen!“

Sie warf sich, Stirn voran, nieder, das Gesicht auf den Fäusten, die Fäuste auf dem rauhen Tuch des Ruhebettes, die Knie fast bis ans Kinn gezogen, die Hüfte gebogen. Dieser große schöne Körper krümmte sich zusammen, um dem Leid die kleinste Fläche darzubieten.

Ich sah ratlos zu Boden. Ein Windstoß hatte die Tür geöffnet. Geisterhaft jagte er, andere Türen zu bewegen, durch das leere Haus, treppauf, treppab.

Mein Haar flatterte im Zugwind.

Mich fröstelte in meiner feuchten Kleidung.

Ich kniete vor Christine nieder. Mein Mund suchte schmeichelnd ihre Hände. Ich flüsterte:

„Warum streiten wir, du ... du Allerliebste? ... Allschöngewachsene du! ... Du Allumklammernde! Warum sagen wir uns häßliche Dinge, die du nicht glaubst, die ich nicht glaube? Ich liebe dich. Du liebst mich. Warum quälen wir uns all diese Jahre mit Streit, mit unsinnigen Verlöbnissen, mit Schmerzen aller Art — warum?“

Christine weinte leiser, aber ich spürte es, wie ihr Schmerz nicht geringer geworden war, sondern er war jenseits jener Grenzen angelangt, wo noch Worte ihn zu entscheiden vermochten.

Da aber packte mich die Angſt vor der Geſtalt meines Schickſals, die jetzt, in dieſem Augenblick, an mir vorüberjagte, ſtöhnend die Treppe entlang irrte, in entfernten Zimmern verzweifelt an den Fenſtern rüttelte und geiſterhafte Stoffe wirbelnd bewegte.

Ich ſah, daß alles, was ich in dieſer Nacht geſprochen hatte, nichts als Schaum und Schein und Spiel geweſen war und daß jetzt mit der Schickſals-Bangigkeit jene Angſt vor mir ſelber in meine Bruſt gezogen war, die ich als Knabe oft gekannt hatte, wenn ich mich vor dem Leben der Erwachſenen fürchtete. Tief geängſtigt riß ich Chriſtine an mich.

Mit Entzücken ſpürte ich, daß ihre Seele mild geworden war.

Wir ſetzten uns nebeneinander auf, Seite an Seite, Schläfe an Schläfe gelehnt. Während die Tränen über ihr Geſicht ſtrömten, ſagte ſie:

„Du weißt nicht, was du mir angetan haſt, mein Kind.“

So ſaßen wir noch lange in dieſer Nacht Seite an Seite, Schläfe an Schläfe, Hand in Hand. Wir beſprachen uns flüſternd, wir hatten die Gegen-

wart vergessen, wir riefen die Vergangenheit zurück, an die wir uns gegenseitig erinnerten, an das Gute wie an das Böse. Zuweilen lächelten wir, wenn uns freundliche Gesichte aus der Kinderzeit begegneten. Zuweilen stockten wir betreten, schlugen die Augen nieder, seufzten und schwiegen.

„Ich bin so glücklich, daß wir jetzt so miteinander sprechen," flüsterte ich.

Christine atmete tief.

„Auch ich."

Die Uhr unten im Gut schlug Mitternacht.

„Es ist zwölf. Wir müssen uns gute Nacht sagen," sagte Christine.

Die schöne Hand streichelte den Ärmel meines Kleides.

„Du Armer — so naß sind deine Kleider noch. Da siehst du es, daß ich keine wahrhaftige Frau bin, sondern nur ein Phantom, sonst hätte ich dir längst Tee zubereitet und warme Kleider."

Ich küßte Christines Stirn.

„Ich friere nicht mehr. Es gibt keine Winterkälte mehr auf der Welt."

Christine lächelte mir schmerzlich und nah ins Gesicht.

„Es gibt nur noch Winterkälte auf der Welt, Walther.“

Sie berührte meine Augen mit den Lippen.

„Auf morgen. Schlaf wohl.“

„Schlaf wohl, liebe — liebe Christine.“

Ich stand vor dem Haus. Sturm blies unterm Sternenhimmel. Winterfrost kündete sich an. Die Wälder oben auf den Bergesschrägen schlugen schwingend aufeinander. Tannenwipfel wehten, in Sternbildern gewiegt. Mordschreie kämpfender Tiere ertönten, verklingendes Wimmern, dann die ungleichen Rufe des Sturmes, das brunnendunkle Murmeln wasserreicher Bäche, und unten im Land das Rauschen des Stromes. Ein später Wagen fuhr über die Brücke. Eine Stimme, irgendwo im Haupthaus, sang: ‚— dann wird mein Herz nicht alt.‘

7

Als ich nun den kurzen Weg zum Haupthaus entlang schritt, um die Kameraden zu begrüßen und Abschied von ihnen zu nehmen, wurde mir zum erstenmal bewußt, wie ernsthaft dieses Leben, das mir bevorstand, gelebt werden müsse, und ich erkannte den Unwert und die Verächtlich-

keit jedes Seelenſpieles. In der vergangenen Stunde hatte ich erfahren, daß man niemals heilzumachen vermag, was man ſpielend zerbrach.

Ich empfand ein faſt tragiſches Bedürfnis: das Wort aus meinem Munde zu verbannen, das mir bislang in meinem Daſein zu nichts als zum Leichtſinn gedient hatte; von nun an in aller Ewigkeit zu ſchweigen — zu ſchweigen. Ich wünſchte, daß die Schöpfung ſelber um mich her ſo zu ſchweigen lernte, wie ich es lernen wollte. Zu dieſer Stunde, zu der ich Chriſtines Zimmer verlaſſen hatte, empfing ich eine tiefe Zärtlichkeit für die Stille, und dieſer bin ich in meinem ferneren Leben treu geblieben.

Es war, als ſei meine veränderte Geſinnung ſo ſtark in den Zügen meines Geſichtes lesbar, daß ein jeder in dieſer Nacht ahnungsvoll ſie erkannte.

Ich traf Schärtlin, Malaiſé, Tobby Stafford und Prinz Gerhart Herfurth vor dem Haus. Sie ſaßen dort leiſe plaudernd auf der Bank, während Bruno Schumacher irgendwo allein in der Dunkelheit umherwanderte. Sobald die Kameraden mich gewahrten, ſtanden ſie zu gedämpft lärmender Begrüßung auf. Schärtlin zog mich neben ſeinen Sitz.

„Nun, mein Guter, wie geht es dir denn?“ fragte er, mit seinem humorvollen Löwengesicht mitleidig mich betrachtend, und er legte den Arm um meine Schulter.

„Trotz der Rede des Doktors — es geht ihm vorzüglich!“ rief mein Nachbar zur Linken, Malaisé. „Man hat mir in Paris erzählt, daß er sämtliche Banken der Riviera gesprengt hat. Wo immer er hinkam, nach Monte Carlo, nach Nizza, nach Mentone, nach Cannes — kaum war er in die Cercles eingetreten, explodierten mit einem furchtbaren Knall die Banken, und ein paar Millionen Franks waren in seine Tasche gehüpft. Er soll damit ein öffentliches Haus in Pernambuco unterhalten, das ihm jährlich einige Millionen Dollars abwirft.“ Alle lachten gedämpft, nur Herfurth musterte mich bei Malaisés Worten ernst, prüfend, mit Befremden. Schärtlin sprang auf; er fing im Gemüsegarten einen Leuchtkäfer, mit dem er sogleich zurückkehrte.

„O Walther, es ist entzückend, dich zu sehen,“ sagte Tobby Stafford und er beugte sich auf der Bank ein wenig vor, um mein Gesicht besser betrachten zu können. „Ich habe viel an dich denken müssen. Es wäre so gut für dich gewesen, mit mir

in dem romantischen Oxford zu studieren, anstatt deinen Körper in europäischen Abenteuern zu verbrauchen."

„Mein Herz hatte europäische Abenteuer, Tobby," antwortete ich leise, mit einem leeren Gesicht. „Mein Körper nicht."

„Sie müssen zusehen, Walther, sich mit dem Doktor zu versöhnen," sagte Gerhart Herfurth ernst und höflich. „Dann werden Sie Frieden bekommen in Ihrem Herzen."

„Wenn es so einfach wäre, Herfurth: Frieden zu bekommen."

„Wenn er Frieden bekommen will, so muß er eine Weltreise machen!" rief Schärtlin und er schaukelte sich auf unserer Bank. „Ich habe da einiges vom Frieden erlebt! In Indien verirrten wir uns zuerst einmal in einen Militäraufstand, und unser Auto geriet bei 120 Kilometer Flucht in Brand. Ausgerechnet vor den Freundschaftsinseln zerplatzten wir in einem Taifun, später verabreichte mir ein westafrikanisches Löwenjunges mit seiner Pranke einige Tetanusbazillen in den Oberschenkel und biß mich fauchend in die Herzgrube wie ein meschugge gewordener Kater. Außerdem bekam ich noch

Haue von irgendwelchen exotischen Völkerschaften, deren Namen ich Gott sei Dank vergessen habe. Zum Schluß schlug ein Reiher von einem Baumwipfel aus sein Wasser auf meine Augen ab, so daß ich an einer monatelangen Bindehautentzündung erkrankte, gar nicht zu sprechen von einem Dromedar namens Aliabad, welches sich gern in feuchten Gegenden auf meinem Hinterkopf zu wälzen pflegte. Überall, wo Gott die Welt geschaffen hat, herrscht sozusagen der Friede."

Ich stand auf.

„Verzeiht. Ich will den Doktor noch sprechen, bevor er schlafen geht. Gute Nacht."

Wir reichten uns die Hände.

Ich hörte noch lange ihr Lachen, ihre Fröhlichkeit, ihre Rufe.

In einem eisengrauen Licht betrat ich jenen Raum, der ehemals dem Doktor als Wohn- und Konferenzzimmer gedient hatte. In ihm fand ich den Doktor selber, umgeben von einigen Schulkameraden der jüngeren Jahrgänge, unter ihnen jetzt Bruno Schumacher. Diese erhoben sich von ihren Sitzen, mich zu begrüßen. Ihre Gesichter zeigten eine höfliche Betretenheit, wie sie mir die Hände reichten.

Der Doktor sah mich an, überrascht, so schien es, durch irgend etwas in meinem Wesen.

Die Kameraden verteilten sich, in gedämpften Gesprächen einzelne Gruppen bildend, wodurch sie einen künstlich isolierten Raum für den Doktor und mich schufen. Ich blieb vor dem Stuhl des Doktors stehen.

„Verzeih mir, wenn ich dein Haus verlasse. Aber unten, ein paar Schritte von der Brücke entfernt, ist ein Wirtshaus, in dem ich essen und schlafen kann.“ Ich flüsterte: „Und verzeih mir alles, was ich sprach und tat. Du hast es uns einst gelehrt: in der Nacht, in der sich Alkibiades zum syrakusanischen Feldzug rüstete, warf er die Götterbilder von den Stelen. Ich handelte in diesen Jahren, die verflossen sind, wie er. Ich will versuchen, die Hermen meines Herzens neu zu formen.“

Der Doktor streichelte meine Hand. Er verblieb wortlos. Erschütterung malte sich auf seinem Gesicht, während ich unauffällig die Tür zu gewinnen suchte.

Ich schlief in dieser Nacht im Wirtshaus.

Am nächsten und an vielen folgenden Vormittagen holte Christine mich zum Spaziergang ab.

Der Himmel war herbstblau, die Wälder, tief

gesättigt von ihrer eigenen Feuchtigkeit, streuten ihre braunen, violetten, gelben und grünen Farben in die Lüfte aus. Die Kameraden hatten das Schulgut verlassen, und da die Lehrer und Schüler in den Unterrichtsstunden beschäftigt waren, so hatten wir eine fast menschenleere Landschaft vor uns. Wir bestiegen die frischen Hügel und Berge am Rand der schräg abfallenden Tiefebene. Immer strebten wir in der Landschaft zu denjenigen Höhen, die unsern Augen eine große Rundsicht boten, und auf ihnen suchten wir das Entfernteste. Wir sprachen nicht viel und nichts Bedeutsames, wir machten uns auf entfliehende Rehe im Unterholz, auf weit über Dörfern hinwandernde Wolken, auf funkelnde Lichter in fernen Kirchtürmen, Grabsteinen und Teichen aufmerksam. Zuweilen küßten wir uns, aber unsere Küsse waren wie ein fernher klingendes Weinen.

Als wir so eines Tages wieder auf einem Bergesgipfel standen, hart vor der großen südlichen Tiefebene zu unsern Füßen, legte Christine die dichtgelockte Schläfe an meine Schulter.

„Ich habe Heinrich heute gesagt, daß wir nicht heiraten werden."

Ich schlug die Augen nieder.

„Jetzt iſt er traurig?“

„Ich weiß es nicht. Ich kann nicht daran denken.“

„Woran kannſt du denken, Chriſtine?“

„An uns, Walther.“

Ich legte den Arm um ihre Schultern.

„Haſt du Vertrauen?“

„Wirſt du mich noch haſſen?“

Ich drückte meine Stirn an dieſe Stirn, als wollte ich dort Einlaß begehren für die Ewigkeit.

„Als du das ſagteſt: von deinem Haß — ich wußte nicht, daß es ſolch einen Schmerz auf der Erde gibt.“

Wir ſtiegen höher hinauf, auf den nächſten der Berggipfel, immer in Serpentinen. Ich folgte Chriſtine im Abſtand, den Blick auf der leicht ſteigenden Geſtalt. Oben auf dem Gipfel blieben wir ſchweigſam im Glück unſrer Vereinigung. Unſere Blicke folgten dem kreiſenden Flug der ins Blau erhobenen Sperber über dem Fluß.

„Wie ſie fliegen und ſchweben,“ ſagte Chriſtine.

8

Wer wollte noch weiterhin den Fortgang dieſes Schickſals erkunden! Ich bin am Ende meiner Erzählung, ich bin am Anfang!

Daß du nicht enden kannſt, das macht dich groß,
Und daß du nie beginnſt, das iſt dein Los.
Dein Lied iſt drehend wie das Sterngewölbe,
Anfang und Ende immerfort dasſelbe,
Und was die Mitte bringt iſt offenbar
Das was zu Ende bleibt und anfangs war.

Niemand wird noch fragen, ob Chriſtine ihr Leben an meiner Seite gelebt hat.

Zu jeder Seelenſtunde meines Lebens habe ich dieſe Frau geſucht, zu jeder habe ich ſie verraten und verlaſſen. Sobald immer wir vereinigt waren, haben die Schickſalsmächte in meiner Bruſt uns auseinandergeriſſen.

Zwanzig Jahre ſpäter gingen Erwin Gaſt und ich im Tiergarten von Berlin ſpazieren, um die letzten lauen Tage der hinſcheidenden Jahreszeit zu genießen.

Erwin war ein Schriftſteller von europäiſcher Geltung geworden. Mit Ehrerbietung begrüßten ihn viele Menſchen, viele begrüßte er.

Vor einer Dame, die an uns vorübergeſchritten war, zog er überraſcht den Hut. Ich hatte ihr Geſicht nicht geſehen, nur ihren ſchickſalsergebenen, dennoch ſtolzen Gang.

„Wen hast du gegrüßt?“ fragte ich zerstreut.

„Erkanntest du sie nicht? — Christine.“

Ich blieb stehen. Ich wandte mich nicht um. Ich sah geradeaus ins Leere.

Nun erinnerte ich mich ihres Schrittes, mit dem sie an mir vorübergegangen war: wie Virgils und Dantes Schritt vorübergeht an dem Ewig-Lauen.

„Mein Junge,“ sagte Erwin lächelnd, „du hast sie nie geliebt.“

Ich antwortete nicht sogleich. Ich nahm den Hut vom Kopf. Ich drückte die Hand an mein Herz.

„Wenn ich sie nicht geliebt hätte — warum ist mein Haar dann so weiß geworden? Und warum schlägt mein Herz jetzt so wild, als ginge es dem Tod entgegen?“

Ende.